



# Glossar

## Resilienz durch sozialen Zusammenhalt – Die Rolle von Organisationen (**ResOrt**)

Carolin Borgmann, Dennis Dijkzeul

Bo Tackenberg, Tim Lukas, Frank Fiedrich

# Glossar

## Resilienz durch sozialen Zusammenhalt – Die Rolle von Organisationen (**ResOrt**)

E-Paper des BMBF-Projekts:

„Resilienz durch sozialen Zusammenhalt – Die Rolle von Organisationen“ (ResOrt)

© BMBF-Projekt „ResOrt“. Alle Rechte vorbehalten. Wuppertal 2018

Abrufmöglichkeit über die Projekt-Website:

[www.projekt-resort.de](http://www.projekt-resort.de)

Projektkoordination:

Univ.-Prof. Dr.-Ing. Frank Fiedrich

Bergische Universität Wuppertal  
Bevölkerungsschutz, Katastrophenhilfe und Objektsicherheit  
Gaußstraße 20 (W.10.019)  
42119 Wuppertal  
fiedrich@uni-wuppertal.de

Ansprechpartner:

Dr. Tim Lukas

Bergische Universität Wuppertal  
Bevölkerungsschutz, Katastrophenhilfe und Objektsicherheit  
Gaußstraße 20 (W.10.019)  
42119 Wuppertal  
lukas@uni-wuppertal.de

Gefördert vom BMBF unter den Fördernummern:

Bergische Universität Wuppertal  
FKZ: 01UG1724AX

Ruhr-Universität Bochum  
FKZ: 01UG1724BX

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium  
für Bildung  
und Forschung

## Autor\*innen:

Carolin Borgmann, M.Sc.

Ruhr-Universität Bochum  
Institut für Friedenssicherungsrecht und Humanitäres Völkerrecht  
Bochumer Fenster, 4. Etage  
Massenbergstraße 9B  
44787 Bochum  
Email: carolin.borgmann@ruhr-uni-bochum.de

Prof. Dr. Dennis Dijkzeul

Ruhr-Universität Bochum  
Institut für Friedenssicherungsrecht und Humanitäres Völkerrecht  
Bochumer Fenster, 4. Etage  
Massenbergstraße 9B  
44787 Bochum  
Email: dennis.dijkzeul@ruhr-uni-bochum.de

Univ.-Prof. Dr.-Ing. Frank Fiedrich

Bergische Universität Wuppertal  
Bevölkerungsschutz, Katastrophenhilfe und Objektsicherheit  
Gaußstraße 20 (W.10.106)  
42119 Wuppertal  
Email: fiedrich@uni-wuppertal.de

Dr. Tim Lukas

Bergische Universität Wuppertal  
Bevölkerungsschutz, Katastrophenhilfe und Objektsicherheit  
Gaußstraße 20 (W.10.019)  
42119 Wuppertal  
Email: lukas@uni-wuppertal.de

Bo Tackenberg, M.A.

Bergische Universität Wuppertal  
Bevölkerungsschutz, Katastrophenhilfe und Objektsicherheit  
Gaußstraße 20 (W.10.021)  
42119 Wuppertal  
Email: tackenberg@uni-wuppertal.de

# Glossar

Resilienz durch sozialen Zusammenhalt  
– Die Rolle von Organisationen (**ResOrt**)

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	2
Capacity.....	4
Capacity Development.....	5
Katastrophe .....	8
Kollektive Wirksamkeit.....	11
Krise.....	14
Resilienz .....	18
Community Resilience .....	19
Urbane Resilienz.....	20
Risiko .....	23
Risikoanalyse .....	23
Risikowahrnehmung .....	28
Soziales Kapital .....	28
Sozialer Umbruch .....	32
Soziales Vertrauen .....	33
Sozialer Zusammenhalt .....	34
Vulnerabilität .....	37
Vulnerability-Capacity Analysis (VCA).....	37
Das (hypothetische) Verhältnis von Katastrophen, sozialen Umbrüchen oder Krisen und sozialem Zusammenhalt.....	44
Literaturverzeichnis .....	47

# Vorwort

Internationale und nationale Studien zeigen, dass sozialer Zusammenhalt ein entscheidender Faktor für die Erhöhung der Resilienz der Bevölkerung im Krisen- und Katastrophenfall ist. Die Erfahrungen vergangener Krisenereignisse zeigen aber auch, dass verschiedene Organisationen, die zur Verringerung von Vulnerabilität beitragen, diesen Faktor sehr unterschiedlich berücksichtigen.

Ebenso unterscheiden sich das internationale und das nationale Hilfeleistungssystem hinsichtlich der Einbindung des sozialen Zusammenhalts in ihre Arbeit. Das Forschungsprojekt „Resilienz durch sozialen Zusammenhalt – Die Rolle von Organisationen“ widmet sich vor diesem Hintergrund der Frage, welche Rolle der soziale Zusammenhalt in der Arbeit von Katastrophenschutzorganisationen, Wohlfahrtsverbänden, Nachbarschaftsorganisationen und Kommunalverwaltungen bei der Bewältigung von Krisen und Umbrüchen spielt.

Darüber hinaus wird untersucht welche (sozialräumlichen) Entstehungsbedingungen die Stärkung des sozialen Zusammenhalts auf der Ebene von Stadtteilen und Nachbarschaften ermöglichen und wie der soziale Zusammenhalt durch die (kooperative) Arbeit von Organisationen gestärkt werden kann, um Krisen und Umbrüche zukünftig besser bewältigen zu können.

Im ersten Arbeitspaket widmen sich die Projektbeteiligten der theoretischen Modellierung des Verhältnisses von Krisen, Katastrophen oder Umbrüchen und sozialem Zusammenhalt. Das vorliegende Glossar beinhaltet deshalb alle projektrelevanten Begriffe zu den beiden Themenkomplexen. Es bildet somit die theoretische Grundlage des Forschungsvorhabens und dient den Projektbeteiligten als Arbeitspapier.

Die Begriffe sind dem Alphabet entsprechend angeordnet und jeweils in drei Sinnabschnitte gegliedert: 1. Definition, 2. Operationalisierung und 3. Empirische Ergebnisse. Das Glossar beinhaltet Begriffe, die interdisziplinär verwendet und somit sehr variabel definiert werden. Da es sich um ein projektbezogenes Arbeitspapier handelt, sind alle aufgenommenen Definitionen eng gefasst und auf die Forschungsziele des ResOrt-Projekts abgestimmt.

Das Glossar ist das Ergebnis einer Analyse von thematisch einschlägigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen aus verschiedenen Disziplinen sowie der engen Kooperation und Absprache zwischen den Projektpartner\*innen. Diese erste Fassung wird von den Projektbeteiligten im

## Glossar: Resilienz durch sozialen Zusammenhalt – Die Rolle von Organisationen (ResOrt)

Laufe des Forschungsprozesses regelmäßig überarbeitet und sofern nötig weiterentwickelt oder ergänzt. Die Leser\*innen sind herzlich dazu eingeladen an der Verbesserung und Erweiterung des Glossars mit Ihren Anmerkungen und Vorschlägen mitzuwirken. Hierzu können die – jeweils unter den Beiträgen vermerkten – zuständigen Projektpartner\*innen gerne per Mail kontaktiert werden.

Verbundpartner des BMBF-Projekts

„Resilienz durch sozialen Zusammenhalt – Die Rolle von Organisationen“ (ResOrt)

*Februar 2018*

## Capacity

Das *United Nations Office for Disaster Risk Reduction* (CADRI) definiert „Kapazität“ („*capacity*“) als die Kombination aus Stärken, Eigenschaften und Ressourcen, welche einer Gemeinde, Gesellschaft oder Organisation zur Erreichung festgelegter Ziele zur Verfügung stehen (CADRI 2009, S. 9). Der Begriff *capacity* entstammt dem lateinischen Wort „*capacitas*“, welches so viel wie „Fassungsfähigkeit“ oder „Fassungsvermögen“ bedeutet. Kapazitäten können heutzutage sowohl Infrastrukturen, Institutionen, Fähigkeiten oder Wissen umfassen als auch kollektive Eigenschaften wie Netzwerkbeziehungen, eine funktionierende Führung oder Managementpläne. Unter anderem im Bevölkerungsschutz und der Entwicklungszusammenarbeit ist zudem das Kompositum *coping capacity* (Bewältigungskapazität) geläufig. Dieser speziellere Terminus stellt auf die Fähigkeiten von Personen, Organisationen und Systemen ab, vorhandene Kenntnisse und Ressourcen zu nutzen, um auf Risiken zu reagieren und Katastrophen zu managen. Bewältigungskapazitäten tragen damit zur Reduzierung von Katastrophenrisiken und zur Minimierung von Katastrophenfolgen bei. Eine Steigerung der Bewältigungskapazitäten führt zu einer Erhöhung der Resilienz und einer Verringerung von Vulnerabilität. Elemente vorhandener Bewältigungskapazitäten sind: eine vorausschauende Auseinandersetzung mit bestehenden Risiken, abrufbare individuelle und infrastrukturelle Ressourcen sowie ein effektives Management dieser Ressourcen nicht nur im Alltag, sondern auch während Katastrophen oder Notfällen (vgl. UNISDR 2009, S. 5 f.).

Um Kapazitäten zur Reduzierung von Katastrophenereignissen und -folgen messen zu können, wird in der Regel zwischen funktionalen und technischen Kapazitäten unterschieden. Die *Capacity for Disaster Risk Reduction Strategy* fasst funktionale Kapazitäten unter „Management-Kapazitäten“ zusammen. Hierunter fällt die Kapazität, Akteure zu motivieren und zu aktivieren. Diese Kapazität setzt sich sowohl aus der Kompetenz Partnerschaften und Netzwerke knüpfen zu können zusammen, als aus der Eigenschaft, große Gruppen führen, sowie aus der Fähigkeit, Diversität (u.a. in Bezug auf Alter, Geschlecht, Herkunft etc.) innerhalb einer Gruppe oder *Community* maximieren und managen zu können. Eine weitere funktionale Kapazität ist die Fähigkeit, einen Zustand bewerten und anschließend eine Vision und einen Auftrag formulieren zu können. Dies bedeutet in der Lage zu sein, verschiedene Arten von Daten und Informationen zu analysieren und aufzuarbeiten. Darüber hinaus wird auch die Kapazität, politische Entscheidungen und Strategien festlegen zu können, zu den Management-Kapazitäten gezählt. Weiter aufgeschlüsselt meint dies unter anderem Ziele und Strategien zur Umsetzung der zuvor formulierten Vision definieren zu können. Auch das Management von finanziellen, personellen, technischen und anderen Ressourcen, die Beschaffung, die Festlegung von Vergleichsmaßstäben für

die Überwachung von Fortschritten sowie der Umgang mit Veränderungen werden den funktionalen Kapazitäten zugeordnet. Nicht zuletzt können die Kapazitäten: förderliche Ideen hervorbringen bzw. bewährte Ansätze erkennen und übernehmen, Feedback sammeln und einbinden zu können und die Fähigkeit, Politiken und Strategien anpassen zu können, gemessen werden, wenn es um die Einschätzung der funktionalen Kapazitäten eines Individuums, einer Kommune oder einer Gesellschaft geht (CADRi 2009, S. 11).

Unter technischen Kapazitäten sind themenbezogene Kapazitäten zu verstehen, die sich je nach betrachtetem Bereich und Bedürfnis unterscheiden. Sie können unter anderem infrastrukturelle und finanzielle Ressourcen aber auch technische Systeme umfassen. Will man die sozialen Bewältigungskapazitäten einer Nachbarschaft oder *Community* einschätzen, sind möglichst viele Mitglieder dieser Nachbarschaft in den Bewertungsprozess einzubeziehen, da nur über die Kenntnisse der verschiedenen Bewohner ein möglichst realitätsnahes Abbild der Bewältigungskapazitäten der gesamten Gemeinschaft erstellt werden kann.

Eine Operationalisierung von Kapazitäten wird vor allem in Kapazitäts- und Risikoanalysen sowie im Bereich der *Disaster Risk Reduction* vorgenommen (siehe auch: capacity development und Risikoanalyse).

*Ruhr-Universität Bochum*

#### Quellen:

Capacity for Disaster Reduction Initiative (CADRi) (2009): Basics of Capacity Development for Disaster Risk Reduction. URL: [http://www.unisdr.org/files/18061\\_cadribrochureweb2.pdf](http://www.unisdr.org/files/18061_cadribrochureweb2.pdf) (Zugriff: 18.01.18).

UNISDR (2009): 2009 UNISDR Terminology on disaster risk reduction. URL: [https://www.preventionweb.net/files/7817\\_UNISDRTerminologyEnglish.pdf](https://www.preventionweb.net/files/7817_UNISDRTerminologyEnglish.pdf) (Zugriff: 18.01.18).

## Capacity Development

„*Capacity development*“ beschäftigt sich mit der Frage, wie Kapazitäten erhöht werden können und bezeichnet einen Vorgang, in dem Individuen, Organisationen und gesellschaftliche Systeme ihre Fähigkeiten auf partizipative und integrative Art mobilisieren, anpassen und erweitern, um ihre Entwicklungsziele nachhaltig umzusetzen und sich an verändernde Rahmenbedingungen anzupassen. Es handelt sich hierbei um einen aus der internationalen Entwicklungszusammenarbeit entstammenden Begriff, der den seit den 1980er Jahren gebräuchlichen Begriff

des *capacity buildings* erweitert. Während *capacity building* impliziert, dass ein Kapazitätsaufbau zeitlich begrenzt stattfindet, geht das Konzept des *capacity developments* davon aus, dass Kapazitäten dauerhaft entwickelt und erhalten werden müssen. *Capacity development* zeichnet sich dadurch aus, Kapazitäten nicht durch die Oktroyierung externen Wissens zu erweitern, sondern durch „individuelle und kollektive Lernprozesse, durch Erfahrungsaustausch und praktische Anwendung“ (Rusteberg 2017, S. 4). Beim *capacity development* geht es also um einen internen Entwicklungsprozess, der zu einem Wandel führen soll (CADRI 2010, S. 14). Dies bedeutet jedoch nicht automatisch, dass sollten Schwierigkeiten bei der Kapazitätsentwicklung auftauchen, Ursachen für diese Schwierigkeiten ausschließlich bei lokalen Akteuren bzw. in der Gesellschaft, in der ein *capacity development* umgesetzt werden soll, zu suchen sind. Der Ursprung der Probleme kann auch in den widrigen Umständen einer Umwelt liegen, welche beispielsweise immer wieder zu einer Reduzierung von Kapazitäten führt (z.B. Krieg, strukturelle Armut). Ziel des *capacity developments* in der Entwicklungszusammenarbeit ist daher in der Regel eine Reduzierung der Vulnerabilität und eine Erhöhung der Resilienz von Gesellschaften. *Capacity development* umfasst neben Lernen und Training, Bemühungen zur Weiterentwicklung von Institutionen, politischem Bewusstsein, finanzieller Ressourcen, technologischer Systeme und die Förderung einer ermöglichenden Umwelt (UNDP 2010, S. 2). Nach derzeitigem Stand der internationalen Debatte lässt sich Kapazitätsentwicklung auf drei Ebenen fördern. Erstens kann die individuelle Handlungskompetenz gestärkt werden, zweitens kann eine Entwicklung durch die Steigerung der Leistungsfähigkeit von Organisationen erreicht werden und drittens lassen sich die Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit ganzer politischer und gesellschaftlicher Systeme (z.B. der Bevölkerung eines Staates oder kleinräumiger einer Nachbarschaft) beeinflussen (Rusteberg 2017, S. 4). Für die Kapazitätsentwicklung einer *Community* sind alle drei Ebenen relevant.

Nach einem Modell CADRIs (2010, S. 11 ff.) umfasst der sich laufend wiederholende Prozess der Kapazitätsentwicklung insgesamt sechs Phasen. In der ersten Phase werden lokale und betroffene Akteure angesprochen und aktiviert. Diese bewerten in einem nächsten Schritt mit Unterstützung von außen vorhandene Kapazitäten und identifizieren Bedürfnisse. In der Folge werden Strategien und Maßnahmen für die Kapazitätsentwicklung festgelegt, welche in Phase vier des *capacity development* umgesetzt werden. Im Nachgang werden die Ergebnisse der Maßnahmen und Strategieanwendungen evaluiert und Verbesserungs- und Anpassungsmöglichkeiten identifiziert. Dies führt in der letzten Phase zu einer Anpassung der Strategien und Programme, bevor der Zyklus wieder von vorne beginnt.

Studien, die sich mit dem Monitoring und der Evaluation von *capacity development*-Programmen sowie deren Erfolgskriterien beschäftigen, zeigen, dass die verschiedenen Kapazitätsfacetten zwar mit verschiedenen Methoden, jedoch nicht unabhängig voneinander bewertet werden dürfen. Die Qualität eines *capacity development*-Programms lässt sich daran messen, wie gut dieses 1. individuelle Handlungskompetenzen fördert, 2. zur Steigerung der Leistungsfähigkeit von Organisationen beiträgt und 3. inwiefern es die Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit eines betrachteten gesellschaftlichen Systems erhöhen kann. Um dies zu bewerten sind sowohl quantitative als auch qualitative Methoden notwendig. Während die Leistungsfähigkeit mithilfe quantitativer Methoden bewertet werden kann, sind zur Messung der Handlungsfähigkeit qualitative Methoden erforderlich. Neben begrenzt anwendbaren Leistungsanalysen können innovativere und partizipativere Evaluierungsansätze wie *Outcome Mapping*<sup>1</sup> oder *Evaluative Thinking*<sup>2</sup> implementiert werden. Zu betonen ist dabei, dass das *capacity development* als ein langandauernder Prozess auch nur über einen längeren Zeitraum evaluiert werden kann (Zinke 2006, S. 17).

Nach dem Kapazitäts- und Kapazitätsentwicklungs-Monitoring und der Evaluation des *European Center for Development Policy Management* (ECDPM) muss zwischen dem *capacity development* im Öffentlichen Sektor und Spenden-Bereich und dem *capacity development* von Nichtregierungs- und unabhängigen Organisationen unterschieden werden. Die Effekte im öffentlichen Bereich seien aus unterschiedlichen Gründen enttäuschend. Vor allem werde zu Beginn eines *Development*-Prozesses häufig zu wenig Wert auf die gründliche Analyse der Kapazitätsbedarfe gelegt. Darüber hinaus würden sich die meist verwendeten ergebnisbasierten Managementstrategien (*results-based management* (RBM)-Strategien) negativ auswirken. Der Grund hierfür sei, dass diese meist auf kurzfristige Ergebnisse abzielten und weniger nachhaltig angelegt seien. Gute Chancen für ein Gelingen des *capacity developments* auch im öffentlichen und Spenden-sektor bestehen jedoch, wenn die beteiligten Akteure in der Lage sind, ihre Bedürfnisse präzise zu definieren, wenn alle Akteure den Entwicklungsprozess wollen und ihren Beitrag leisten, wenn es eine gut funktionierende Führung gibt und durchdachte Anreizsysteme bestehen (Zinke 2006, S. 10).

*Ruhr-Universität Bochum*

---

<sup>1</sup> Outcome Mapping: Outcome Mapping ist eine Methode, mit der sich Entwicklungsinitiativen, welche auf Verhaltensänderungen und sozialen Wandel abzielen, planen und bewerten lassen. Sie stellt damit Instrumente zur Verfügung, welche langfristige Effekte einer Maßnahme oder eines Projekts messbar machen. Quelle: Better evaluation: Outcome Mapping: URL: [http://www.betterevaluation.org/en/plan/approach/outcome\\_mapping](http://www.betterevaluation.org/en/plan/approach/outcome_mapping) (Zugriff: 12.02.18), (IN-TRAC 2015, S. 1)

<sup>2</sup> Buckley et al. definieren evaluative thinking als: "critical thinking applied in the context of evaluation, motivated by an attitude of inquisitiveness and a belief in the value of evidence, that involves identifying assumptions, posing thoughtful questions, pursuing deeper understanding through reflection and perspective taking, and informing decisions in preparation for action." (Buckley et al. 2015, S. 378).

#### Quellen:

- Better evaluation (2018): Outcome Mapping. URL: [http://www.betterevaluation.org/en/plan/approach/outcome\\_mapping](http://www.betterevaluation.org/en/plan/approach/outcome_mapping) (Zugriff: 12.02.18).
- Buckley, J., Archibald, T., Hragraves, M. & Trochim, W. M. (2015): Defining and Teaching Evaluative Thinking: Insights from research on critical thinking. In: American Journal of Evaluation, S. 375–388.
- Capacity for Disaster Reduction Initiative (CADRI) (2009): Basics of Capacity Development for Disaster Risk Reduction. URL: [http://www.unisdr.org/files/18061\\_cadri\\_brochureweb2.pdf](http://www.unisdr.org/files/18061_cadri_brochureweb2.pdf) (Zugriff: 18.01.18).
- INTRAC (2015): Outcome Mapping. URL: <https://www.intrac.org/wpcms/wp-content/uploads/2016/06/Monitoring-and-Evaluation-Series-Outcome-Mapping-14.pdf> (Zugriff: 12.02.18).
- Rusteberg, E. (2017): Was macht Capacity Development von NRO erfolgreich? Herausforderungen im Kontext von Krisen, Fragilität und Shrinking Spaces. Berlin: VENRO.
- United Nations Development Programme (2010): Capacity Development for disaster risk reduction. URL: <http://www.undp.org/content/dam/undp/library/crisis%20prevention/disaster/5Disaster%20Risk%20Reduction%20-%20Capacity%20Development.pdf>
- Zinke, J. (2006): Monitoring and Evaluation of Capacity and Capacity Development. Workshop report. Maastricht: European Center for Development Policy Management.

## Katastrophe

Auch wenn es bislang keine einheitliche Definition von „Katastrophe“ gibt, so scheint zumindest Einvernehmen darüber zu herrschen, dass es sich um einen Schaden, der als groß bewertet wird, handelt (Felgentreff, Kuhlicke & Westholt 2012, S. 13). Im Kontext der Humanitären Hilfe wird ein schädigendes Ereignis, das die Funktionsfähigkeit einer Gesellschaft schwerwiegend beeinträchtigt und welches eine große Anzahl an verletzten Personen, Toten, wirtschaftlichen, ökologischen oder kulturellen Schäden erzeugt, als Katastrophe bezeichnet. In diesem Sinne kennzeichnend für eine Katastrophe ist darüber hinaus, dass ihre Folgen nicht mit den Ressourcen des betroffenen Systems bewältigt werden können, sondern externe Unterstützung erfordern (United Nations General Assembly 2016, S. 13).

In den Sozialwissenschaften hingegen ist eine Katastrophe weniger klar definiert, vielmehr handelt es sich um ein abstraktes Konstrukt. Eine Katastrophe ist in diesem Sinne etwas, das es objektiv nicht gibt und sich somit auch nicht auf ein Ereignis oder Zahlen reduzieren lässt (Voss

2006, S. 49). Nach Lars Clausen (1983) ist eine Katastrophe ein gesellschaftlicher Prozess. Sein *„makrosoziologisches Modell der Katastrophe FAKKEL machte darauf aufmerksam, dass Katastrophen Prozessphänomene sind, die sich keiner einzelnen Ursache kausal zuschreiben lassen und dass sie sich über lange Zeiträume hinweg entwickeln. Katastrophen nehmen dann ihren Lauf, wenn sich ein Alltag zu bilden beginnt, wenn die Komplexität der aktuellen Situation zu tradierbaren Mustern gerinnt und die reale Komplexität mehr und mehr aus dem Wahrnehmungshorizont entweicht“* (Voss 2006, S. 276). Nach dieser Lesart verbirgt sich das „Katastrophale“ in allem Bedeutsamen, das im Zuge der Komplexitätsreduktion ausgeblendet wird und somit die Stabilität des Prozesszusammenhangs reduziert bzw. gefährdet (ebd., S. 61). Eine Katastrophe, nach Clausen (1983), ist als Sonderform sozialen Wandels zu verstehen, die radikal, rapide und magisiert ist. Allen Barton (1970, S. 38) begreift Katastrophen indessen als kollektive Stresssituationen, die entstehen, wenn an ein Sozialsystem gerichtete Erwartungen nicht (mehr) erfüllt werden können: „[...] when many members of a social system fail to receive expected conditions of life“ (zit. nach Lorenz 2010, S. 41).

Vor diesem Hintergrund kann eine Katastrophe also sowohl natürlichen Ursprungs sein, als auch durch Menschen hervorgerufen werden. Laut der Internationalen Föderation der Rotkreuz- und Rothalbmondbevölkerung (IFRC) wird ein Ereignis immer dann zu einer Katastrophe, wenn es auf eine verwundbare Gesellschaft einwirkt, die nicht über ausreichende Bewältigungskapazitäten verfügt ( $VULNERABILITY+HAZARD)/CAPACITY=DISASTER$ ). In dem Moment, in dem keine akute Gefahr mehr für die Menschen besteht und ihr Leben nicht mehr durch Krankheitsepidemien, sehr hohe oder niedrige Temperaturen, Hunger, unbehandelte Verletzungen, steigendes Hochwasser oder Brände bedroht ist, wird nicht mehr von einer Katastrophe gesprochen. Stattdessen werden im Katastrophenmanagementzyklus Wiederaufbau, Aufräumarbeiten oder Heilprozesse in die Phase der Nachbereitung eingeordnet (Lieser & Dijkzeul 2013, S. 441).

Der Katastrophenmanagementzyklus verdeutlicht die dauerhafte mindestens hintergründige Beschäftigung von Regierungen, Katastrophenschutzorganisationen und der Zivilgesellschaft mit dem Thema Katastrophe entweder in der Prävention und der Vorbereitung auf Katastrophen, der Krisen- und Bewältigungsphase oder der Nachbereitung einer konkreten Katastrophe.

Im deutschen Bevölkerungsschutz existiert keine einheitliche Definition von Katastrophe, vielmehr ist der Begriff in den einzelnen Landeskatastrophenschutzgesetzen je etwas anders festgelegt. Gemeinsam ist diesen Definitionen jedoch, dass ein Ereignis nur dann als Katastrophe eingestuft wird, wenn seine Auswirkungen so groß sind, dass sie nicht mehr mit den Mitteln der örtlichen Gefahrenabwehr bewältigt werden können. Weiterhin ist nach allen Landesdefinitionen bei Eintritt einer Katastrophe eine zentrale Einsatzleitung einzusetzen und eine spezielle

Führungs- und Organisationsstruktur aufzubauen. In wie weit sich eine Katastrophe von einer Großschadenslage unterscheidet ist sehr kontrovers. So unterscheidet laut Felgentreff, Kuhlicke und Westholt (2012, S. 18) der Katastrophenschutz den Katastrophenfall von anderen Großschadensereignissen wie folgt: *„Unterscheidungskriterium ist, ob die Gefahrenabwehr von Polizei, Rettungsdiensten und Feuerwehren gewährleistet werden kann oder nicht.“* Nach Helmerichs (2008) liegt der wesentliche Unterschied hingegen darin, dass im Gegensatz zu einer Großschadenslage eine Katastrophe von der zuständigen Katastrophenschutzbehörde formell ausgerufen werden muss. Umgekehrt ist die Katastrophe offiziell auch erst dann beendet, wenn der Katastrophenfall von der zuletzt zuständigen Behörde wieder aufgehoben wird (Helmerichs 2008, S. 372). Zuständige Behörden sind auf der unteren Verwaltungsebene, die (Ober-)Bürgermeister der Städte und die Landräte in den Kreisen, auf der mittleren Verwaltungsebene die Regierungspräsidien und auf der oberen Verwaltungsebene die Innenministerien und Senatsverwaltungen der Bundesländer (BBK 2011, S. 16).

Wird der Katastrophenfall ausgerufen, hat dies zur Folge, dass ab diesem Zeitpunkt die jeweiligen Landeskatastrophenschutzgesetze anzuwenden sind. Des Weiteren gelten spezielle Zuschuss- und Erstattungsregeln für hinzugezogene Katastrophenschutzeinrichtungen (Helmerichs 2008, S. 327). Ihre Anforderung kann zum Teil nur in einem Katastrophenfall nicht etwa in einer Großschadenslage erfolgen. Zusammengefasst ist eine Katastrophe im formellen Sinne ein Großschadensereignis, welches offiziell als Katastrophe deklariert wurde.

*Ruhr-Universität Bochum*

## Quellen:

- Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK) (2011): BBK-Glossar. Ausgewählte zentrale Begriffe des Bevölkerungsschutzes. Bonn: BBK.
- Barton, A. H. (1970): *Communities in disaster: A sociological analysis of collective stress situations*. Garden City, NY: Doubleday.
- Clausen, L. (1983): *Übergang zum Untergang: Skizze eines makrosoziologischen Prozeßmodells der Katastrophe*. In: Clausen, L. & Dombrowsky, W. R. (Hrsg.): *Einführung in die Soziologie der Katastrophen*, S. 43-79. Bonn: Bundesamt für Zivilschutz.
- Felgentreff, C., Kuhlicke, C. & Westholt, F. (2012): *Naturereignisse und Sozialkatastrophen*. Berlin: Forschungsforum Öffentliche Sicherheit.
- Helmerichs, J. (2008): *Psycho-soziale Notfallversorgung im Großschadensfall und bei Katastrophen*. In: Lasogga, F. & Gasch, B. (Hrsg.): *Notfallpsychologie*, S. 371-388. Heidelberg: Springer.

International Federation of Red Cross and Red Crescent Societies (2018): What is a disaster?  
URL: <http://www.ifrc.org/en/what-we-do/disaster-management/about-disasters/what-is-a-disaster/> (Zugriff: 12.03.18).

Lieser, J. & Dijkzeul, D. (2013): Handbuch Humanitäre Hilfe. Berlin, Heidelberg: Springer.

Lorenz, D. F. (2010): Kritische Infrastrukturen aus Sicht der Bevölkerung. In: Forschungsforum Öffentliche Sicherheit, Schriftenreihe Sicherheit 3.

United Nations General Assembly (2016): Report of the open - ended intergovernmental expert working group on indicators and terminology relating to disaster risk reduction, A 71/644.

Voss, M. (2006): Symbolische Formen. Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe. Bielefeld: transcript Verlag.

## Kollektive Wirksamkeit

Das Konzept der „kollektiven Wirksamkeit“ („*collective efficacy*“) geht auf den Soziologen Robert J. Sampson zurück und beruht auf Theorien der sozialen Desorganisation (vgl. Oberwittler et al. 2013), die ursprünglich entwickelt wurden, um unterschiedliche Kriminalitätsraten in Stadtteilen und Nachbarschaften erklären zu können (Sampson 2012, S. 159, 2012). Nach Sampson unterscheiden sich Nachbarschaften in ihrer jeweiligen (Leistungs-) Fähigkeit zur Ausübung sozialer Kontrolle, deren Aufrechterhaltung eine kollektive Herausforderung darstellt. Die Theorie kollektiver Wirksamkeit nimmt daher an, dass sich die Bewohner\*innen eines Stadtviertels immer dann für das gemeinschaftliche Wohl der Nachbarschaft einsetzen, wenn eine Basis wechselseitigen Vertrauens (siehe soziales Vertrauen), gemeinsam geteilter Werte und Normen sowie sozialen Zusammenhalts unter Nachbar\*innen existiert (Sampson 2012). Indem dabei weniger die engen Freundschaftsnetzwerke als Ursache sozialer Kohäsion in Nachbarschaften betont werden, als vielmehr der von den Bewohner\*innen geteilte Glaube an die kollektive Fähigkeit zur Durchsetzung gemeinsamer Ziele, trägt das Konzept den Bedingungen fortschreitender Urbanisierung Rechnung, wonach starke Netzwerkbindungen unter Nachbar\*innen zunehmend von schwachen Bindungen abgelöst werden (Granovetter 1973). Die Interventionsbereitschaft lokaler Bewohner\*innen stellt eine zentrale Ressource für Unterstützungsleistungen nicht nur im Hinblick auf Kriminalität und abweichendes Verhalten, sondern auch für die Herausbildung von Bewältigungskapazitäten in Krisen und Katastrophen dar (z.B. Pais et al. 2014).

Um das Konstrukt der kollektiven Wirksamkeit empirisch zu messen, werden vorwiegend Items zur informellen Sozialkontrolle, Interventionsbereitschaft und kollektiven Interessenwahrnehmung in Nachbarschaften operationalisiert. So wird beispielsweise nach der Wahrscheinlichkeit

gemeinsamen Handelns (z.B. Häfele 2013; Oberwittler 2003) oder der Interventionswahrscheinlichkeit von Nachbar\*innen in spezifischen Situationen (z.B. Sampson et al. 1997) gefragt. Aspekte des sozialen Zusammenhalts und wechselseitigen Vertrauens finden hierbei ebenfalls Beachtung.

In empirischen Analysen erwies sich auf der Nachbarschaftsebene die kollektive Wirksamkeit als guter Prädiktor für die Prävention von Gewaltdelikten (z.B. Morenoff et al. 2001, S. 544). In Gemeinschaften, die geprägt sind durch einen hohen Grad kollektiver Wirksamkeit, sind Kriminalitätsraten deutlich niedriger als in solchen, die nur geringe kollektive Wirksamkeit aufweisen. Zu diesem Ergebnis kommen zahlreiche internationale Studien (Sampson 2012, S. 177). Dass kollektive Wirksamkeit ebenfalls eine wichtige Ressource für die Herausbildung von Bewältigungskapazitäten in Krisen und Katastrophen darstellt, zeigt u.a. die Studie von Sampson (2013).

*Bergische Universität Wuppertal*

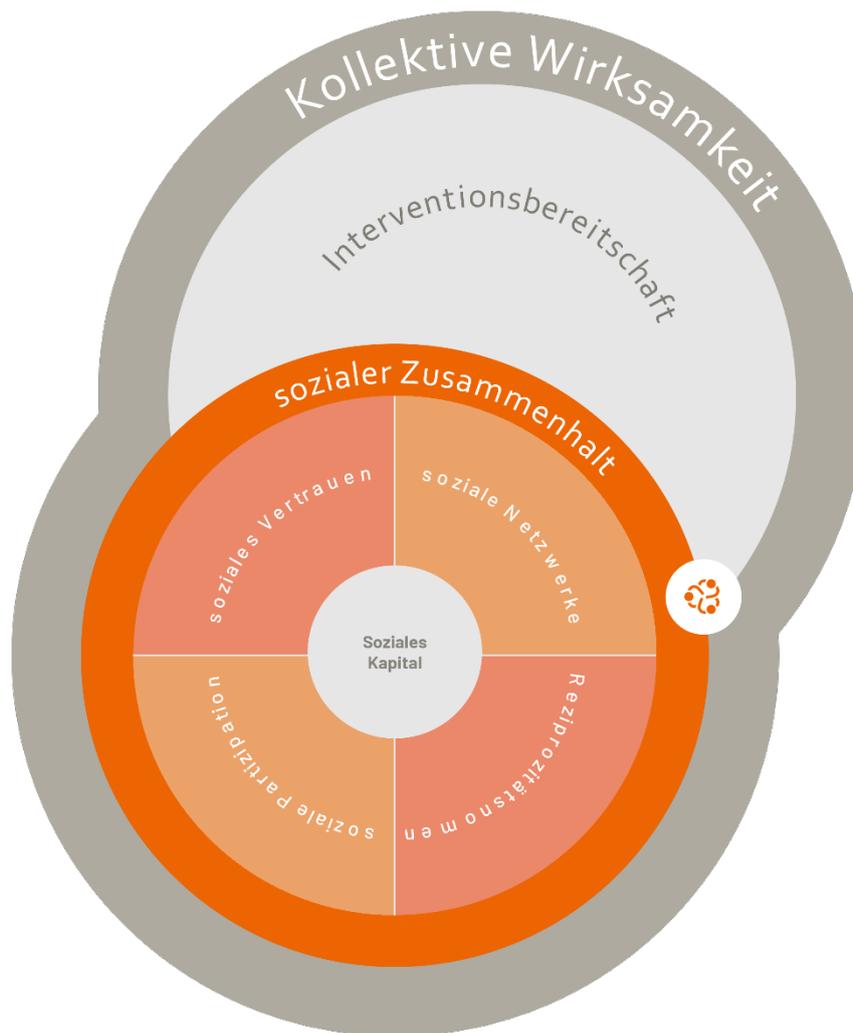


Abbildung 1: Kollektive Wirksamkeit (eigene Grafik).

#### Quellen:

- Granovetter, M. S. (1973): The Strength of Weak Ties. In: American Journal of Sociology 78 (6), S. 1360–1380.
- Häfele, J. (2013): Die Stadt, das Fremde und die Furcht vor Kriminalität. Wiesbaden: Springer VS.
- Morenoff, J., Sampson, R. J. & Raudenbush, S. W. (2001): Neighborhood inequality, collective efficacy, and the spatial dynamics of urban violence. In: Criminology 39 (3), S. 517–558.
- Oberwittler, D. (2003): Die Messung und Qualitätskontrolle kontextbezogener Befragungsdaten mithilfe der Mehrebenenanalyse: am Beispiel des Sozialkapitals von Stadtvierteln. In: ZA-Information / Zentralarchiv für empirische Sozialforschung 53, S. 11–41.
- Oberwittler, D., Rabold, S. & Baier, D. (Hrsg.) (2013): Städtische Armutsquartiere – kriminelle Lebenswelten? Studien zu sozialräumlichen Kontexteffekten auf Jugendkriminalität und Kriminalitätswahrnehmungen. Wiesbaden: Springer VS.

Pais, J., Batson, C. D. & Monnat, S. M. (2014): Neighborhood Reputation and Resident Sentiment in the Wake of the Las Vegas Foreclosure Crisis. In: Sociological perspectives: official publication of the Pacific Sociological Association 57 (3), S. 343–363.

Sampson, R. J. (2012): Great American City. Chicago and the Enduring Neighborhood Effect. Chicago, IL: University of Chicago Press.

Sampson, R. J. (2013): When disaster strikes, it's survival of the sociable. In: New Scientist 2916, S. 28–29.

Sampson, R. J., Raudenbush, S. W. & Earls, F. (1997): Neighborhoods and Violent Crime. A Multi-level Study of Collective Efficacy. In: Science, New Series 227 (5328), S. 918–924.

## Krise

Der Leibniz-Forschungsverbund „Krisen einer globalisierten Welt“ definiert „Krisen“ als die Wahrnehmung einer fundamentalen Bedrohung, die persönliche, organisatorische, soziale oder politische Ordnungen gefährdet bzw. zu gefährden scheint und die deshalb ein unmittelbares Handeln und grundlegende Entscheidungen erfordert (vgl. Leibniz Forschungsverbund, 2018).

Etymologisch wird der Ausdruck Krise vom griechischen Verb „*krinein*“ abgeleitet, das „etwas teilen“, „etwas trennen“ oder „beurteilen“ bedeutet. Das Substantiv „*krisis*“ bedeutet „Versöhnung“, „Teilung“, „Trennung“ oder „Disput“, „Wahl“, „Entscheidung“, und „Beurteilung“. Bereits in der Antike wurde der Ausdruck häufig im medizinischen Kontext genutzt und bezeichnet die entscheidende Phase einer Erkrankung (Neumaier 2013: 56). Im 17. Jahrhundert wurde dieser Ausdruck mit der Bedeutung, dass ein Prozess sich entweder zum Guten oder Schlechten wenden kann, metaphorisch ins Englische und Französische übernommen. Damit bezieht sich der Ausdruck auf Zeiten von Unsicherheiten, Schwierigkeiten und Konflikten (ibid, 58).

Zusammenfassend kann eine Krise als ein erschwerter oder bedrohlicher Zustand verstanden werden. Dieser Zustand ist in konstruktivistischer Perspektive durch einen bestimmten Diskurs oder ein Narrativ geprägt, welcher wiederum die Aufmerksamkeit fesselt und bestimmte Handlungsweisen hervorbringt. Oftmals werden solche Diskurse durch spezifische Ängste und Zweifel angetrieben. Je dringlicher ein Problem wahrgenommen wird, desto intensiver, schwieriger, divergenter und entzweiender gestaltet sich die Krisenkommunikation. Allerdings kann gerade dies zu einer größeren Zustimmung im Hinblick auf den potentiellen Handlungsbedarf führen. Vor diesem Hintergrund kann eine Krise dreierlei sein: eine Empfindung, ein Geisteszustand der Akteure, sowie ein materielles Ereignis (vgl. Voigts 2013, 277).

Wenn von einer Krise gesprochen wird, dann handelt es sich immer um eine subjektive Einschätzung bestimmter Situationen. Sie ist damit weniger ein objektiv beobachtbarer Sachverhalt, als ein Interpretationskonstrukt (Neumaier 2013, S. 62). Dies hat zur Folge, dass die Definition einer Krise eine kontroverse und sensible Angelegenheit bleibt, die von unterschiedlichen Disziplinen und Entscheidungsträgern auf verschiedene Weise festgelegt wird. Nach Neumaier (2013, 61 f.) existieren fünf grundlegende Merkmale, welche eine Krise auszeichnen: 1. Die Betroffenen sind sich der kritischen Situation bewusst bzw. erleben sie als solche, 2. die Krisensituation bringt für die Betroffenen eine mehr oder weniger starke psychologische Belastung oder Belastungen anderer Art mit sich, 3. eine Krise ist nicht nur durch eine maßgebliche Situation konstituiert, sondern durch eine Sequenz von Situationen, welche als kritisch wahrgenommen werden, 4. die durch eine kritische Entwicklung betroffenen Organisationen oder Personen sind nicht fähig, die Situation zu ihren Gunsten zu wenden. Zudem sind Personen, Gruppen oder Organisationen abhängig von der Unterstützung bzw. dem Eingreifen Anderer und 5. eine Krisensituation muss nicht ausschließlich das Resultat von vorhersehbaren, bewussten Aktionen einzelner Menschen sein (siehe auch: Katastrophe).

Welche Situation wann und aus welchem Grund als humanitäre Krise bezeichnet wird, ist immer auch eine Frage danach, vor und mit wem über sie gesprochen wird. Wenn darüber entschieden wird, was eine Krise ist, kann das konkrete und weitreichende politische und materielle Konsequenzen nach sich ziehen, die sich auf die Arbeit vieler Organisationen auf unterschiedliche Weise auswirken kann.

Zur Identifikation von Krisen und angemessenen Reaktionsmaßnahmen werden üblicherweise Analysen durchgeführt (z.B. Bedarfsanalysen in der humanitären Hilfe oder medizinische oder psychologische Diagnosen bei Patienten), die Krisen anhand spezifischer Indikatoren und Schwellenwerte klassifizieren. Unter Berücksichtigung zusätzlicher kontextueller Informationen lässt sich zudem bestimmen, wer von einer Krise betroffen ist. Beispielsweise prüfen Epidemiologen in der Regel die *crude mortality rate* (CMR) und die *under-five crude mortality rate* (U5MR) sowie bestimmte Krankheitsraten und Unterernährung, um zu bestimmen, wie kritisch eine Lage ist.

Wichtige Klassifikationsmodelle zur Feststellung des Vorhandenseins von (humanitären) Krisen und für ihre Einstufung sind das *Integrated Food Security Phase Classification* (IPC)-Modell und das Level 3-System (L3). Das IPC-Phasen-Modell, welches z.B. Indikatoren der *Global Acute Malnutrition* (GAM) enthält, wurde entworfen um Hungersnöte und durchzuführende Folgemaßnahmen zu bestimmen. Es besteht aus fünf Phasen, die die Ernährungssicherheit einer Bevölkerungsgruppe einstufen: 1. *minimal*, 2. *stressed*, 3. *crisis*, 4. *emergency*, 5. *famine*. Bei Eintritt der

ersten beiden Phasen werden Maßnahmen zur Vorbereitung, zum Aufbau von Resilienz und zum Schutz der Lebensgrundlagen erforderlich. Ab Phase drei müssen dringend Schritte eingeleitet werden, um Lücken in der Lebensmittelversorgung zu verringern, Existenzgrundlagen zu sichern und die Sterblichkeitsrate zu reduzieren. Phase 5 (*famine*) bezeichnet das Auftreten einer Hungersnot. Eine Hungersnot wird immer dort ausgerufen, wo mindestens 20 Prozent aller Haushalte täglich weniger als 2.100 kcal an Nahrungsmitteln zur Verfügung stehen, 30% der Kinder unter fünf Jahren akut unterernährt sind und die tägliche Sterblichkeitsrate bei insgesamt zwei pro 10 Tsd. sowie die Sterblichkeitsrate der unter 5-Jährigen bei vier pro 10 Tsd. liegt (IPC Global Partners 2012).

Eine weitere Klassifizierungsmöglichkeit humanitärer Krisen ist das UNO Level 3 System. Hiernach wird ein *emergency* auf der Basis von insgesamt fünf Kriterien vom *Emergency and Relief Coordinator* (ERC) der Vereinten Nationen bestimmt: 1. Umfang, 2. Komplexität, 3. Dringlichkeit, 4. Kapazität und 5. Reputationsrisiko eines Notfalls.<sup>3</sup> Nur die ernstesten *emergencies* werden als Level 3-Notfälle deklariert. Wird ein Notfall zu einem Level 3-*Emergency* erklärt, löst dies automatische Mechanismen und Reaktionen aus, wie etwa die Hinzuziehung sogenannter Clusterkoordinatoren, die Einrichtung eines gezielten Informationsmanagements und die Entwicklung eines budgetierten *inter-agency* Reaktionsplans. Humanitäre Hilfe für Binnenvertriebene und betroffene Bevölkerungsgruppen in Krisen der Stufe 3 hat oberste Priorität. Dazu werden sogenannte *Expert-Roster* (Datenbanken, in denen Experten der Mitgliedsorganisationen erfasst und klassifiziert sind) und effektive Koordinationsmechanismen genutzt. Eine Level-3-Deklaration stellt damit nicht nur eine hochrangige Priorisierung, sondern auch einen praktischen Reaktionsmechanismus dar. Sie wird (und sollte) Aufmerksamkeit erzeugen. Organisationen werden getestet, wie schnell und gut sie reagieren können.

Das IPC wurde ab 2004 zunächst für Somalia entwickelt. Seit 2008 wird es international und national in Krisenländern als Standardinstrument angewendet. Momentan zeigt es die prekäre Lage durch Ernährungsmangel in Teilen Somalias. Die UNO klassifiziert derzeit die DR Kongo, Jemen, Syrien und Irak als Level 3-Krisen.

*Ruhr-Universität Bochum*

---

<sup>3</sup> Umfang (entweder Größe der betroffenen Gebiete, Anzahl betroffener oder potentiell betroffener Personen, Anzahl betroffener Länder); Komplexität (mehrebenen Notfälle, in mehrfacher Weise betroffene Länder, Präsenz einer Vielzahl von Akteuren, Mangel an humanitärem Zugang, hohes Sicherheitsrisiko für Mitarbeiter etc.); Dringlichkeit (Wichtigkeit von Bevölkerungsumsiedlungen, Intensität bewaffneter Konflikte, Sterblichkeitsraten); Kapazität (niedrige nationale Reaktionsfähigkeit, schwache/fragile Staaten, Bedürfnisse wiegen die Kapazität von Country Office und Regional Office zu reagieren auf; hohe nationale oder internationale Kapazität kann die anderen Kriterien ausgleichen/aufwiegen); Reputationsrisiko (mediale und öffentliche Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit, Erwartungen von Spendengebern, der Öffentlichkeit, nationalen Stakeholdern und Partnern an das humanitäre System).

Quellen:

- Fenske, U., Hülk, W. & Schuhen, G. (Hrsg.) (2013): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne. Bielefeld: transcript Verlag.
- Inter-Agency Standing Committee (IASC) (2017): L3 IASC System-wide response activations and deactivations. URL: <https://interagencystandingcommittee.org/iasc-transformative-agenda/news-public/l3-iasc-system-wide-response-activations-and-deactivations> (Zugriff: 30.03.2018).
- IPC Global Partners (2012): Integrated Food Security Phase Classification Technical Manual Version 2.0. Evidence and Standards for Better Food Security Decisions. Rome: FAO.
- Leibniz Forschungsverband (2018): Handreichung: Handbuch Krisenforschung. (unveröffentlicht).
- Leschke, R. (2013): Medientheorie und Krise. In: Fenske, U., Hülk, W. & Schuhen, G. (Hrsg.): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne, S. 9-31. Bielefeld: transcript Verlag.
- Neumaier, O. (2013): Kritik der Krise. In: Fenske, Hülk & Schuhen (Hrsg.): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne, S. 49-69. Bielefeld: transcript Verlag.
- United Nations High Commissioner for Refugees (UNHCR) (2018): UNHCR Emergency Handbook: Humanitarian system-wide Level 3 emergency declaration policy (IASC). URL: <https://emergency.unhcr.org/entry/42280/humanitarian-systemwide-level-3-emergency-declaration-policy-iasc> (Zugriff: 30.03.2018).
- UN Office for the Coordination of Humanitarian Affairs (OCHA) (2018): Current Emergencies: System-wide Level 3 (L3) Responses. URL: <https://www.unocha.org/where-we-work/current-emergencies> (Zugriff: 30.03.2018).
- Voigts, E. (2013): Von „alten Herren“ und „neuen Frauen“: Genderkrisen in der utopischen Literatur des Spätviktorianismus. In: Fenske, Hülk & Schuhen (Hrsg.): In: Fenske, Hülk & Schuhen (Hrsg.): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne, S. 277-291. Bielefeld: transcript Verlag.

## Resilienz

Der Begriff „Resilienz“ (lat. „*resilire*“ = zurückspringen, abprallen) kommt ursprünglich aus der Werkstoffkunde und beschreibt die Eigenschaft eines Materials, nach einem externen Schock in seine Ursprungsform zurückzukehren (Gebauer 2017, S. 14). Bisher wurde das Konzept der Resilienz vorwiegend in der Psychologie und Pädagogik sowie in der (Sozial-)Ökologie verwendet, erfuhr in den letzten Jahren aber im (sicherheits-)politischen Kontext, in diversen Praxisbereichen (u.a. Katastrophenschutz und Entwicklungshilfe) und in zahlreichen weiteren akademischen Disziplinen zunehmende Prominenz. Eine einschlägige Definition des Begriffs ist aufgrund seiner weiten Verbreitung schwierig. In der dominanten Lesart handelt es sich um ein Konzept, um individuelle und systemische Herausforderungen und Krisen besser bewältigen zu können (Weiß et al. 2018, S. 14). Laut McAslan (2011, S. 7) gibt es eine Reihe von Eigenschaften die im Großteil aller Definitionen dem Begriff der Resilienz zugeschrieben werden: *„such as the ability to absorb and then recover from an abnormal event; being ready and prepared to face threats and events which are abnormal in terms of their scale, form or timing; an ability and willingness to adapt to a changing and sometimes threatening environment; a tenacity and commitment to survive; and a willingness of communities and organisations to rally round a common cause and a shared set of values.“*

Aufgrund der interdisziplinären Verwendung des Konzepts, seiner vielen Abwandlungen und der weit gefassten Bedeutung gibt es keine einheitliche Operationalisierung von Resilienz (siehe hierzu Community Resilience und Urbane Resilienz).

*Bergische Universität Wuppertal*

### Quellen:

- Gebauer, T. (2017): Fit für die Katastrophe. Ein neues entwicklungspolitisches Modewort verhindert Ursachenbekämpfung. In: Medico International (Hrsg.): Fit für die Katastrophe? Kritische Anmerkungen zum Resilienzdiskurs im aktuellen Krisenmanagement, S. 13–22. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- McAslan, A. (2011): Community resilience: understanding the concept and its application. A discussion paper.
- Weiß, M., Hartmann, S. & Högl, M. (2018): Resilienz als Trendkonzept. In: Karidi, M., Schneider, M. & Gutwald, R. (Hrsg.): Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation, S. 13–32. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

## Community Resilience

Der Begriff der „*Community Resilience*“ basiert auf einem sozialwissenschaftlichen Verständnis von Resilienz – als Anpassungsleistung sowie Bewältigungs- und Lernfähigkeit von sozialen Systemen hinsichtlich unerwarteter und plötzlich eintretender externer Störungen (u.a. Naturkatastrophen, ökonomische Krisen oder soziale Umbrüche). Das Konzept der *Community Resilience* verortet diese Bewältigungspotentiale in gesellschaftlichen Prozessen und der persönlichen sowie kollektiven Leistungsfähigkeit der jeweiligen Gesellschaftsmitglieder (Ross & Berkes 2014, S. 788). So definiert Magis (2010, S. 402) *Community Resilience* als „*the existence, development, and engagement of community resources by community members to thrive in an environment characterized by change, uncertainty, unpredictability, and surprise.*“ Die Mitglieder einer resilienten Gesellschaft resp. Gemeinschaft (*community*) sind miteinander verbunden und kooperieren in einer Art, dass die Gesellschaft auch in Krisen- und Katastrophensituationen funktionstüchtig bleibt. Eine resiliente Gesellschaft zeichnet sich zudem durch ihr Anpassungspotential an eine sich verändernde soziale, physische oder wirtschaftliche Umwelt aus. Sie besitzt die Fähigkeit aus Erfahrungen zu lernen und das Wissen für sich nutzbar zu machen (Price-Robertson & Knight 2012, S. 4).

Eine Möglichkeit *Community Resilience* empirisch zu messen, ist die Heranziehung verschiedener Faktoren, die Resilienz befördern und stärken (McAslan 2011; Price-Robertson & Knight 2012). Darunter fallen unter anderem materielle Prädiktoren, also Mittel zum Überleben und zur Regenerierung, wie die Gewährleistung menschlicher Grundbedürfnisse (Wasser, Nahrung, Obdach, etc.), Sicherheit sowie die Sicherung kritischer Infrastrukturen (Wasser, Strom, Gas, etc.) (McAslan 2011, S. 9ff). Auch prozessuale Faktoren, also Systeme und Strategien zur Vorbereitung auf und Bewältigung von Krisen- und Katastrophen (z.B. Risiko- und Katastrophenmanagement, Risikoanalysen und -strategien oder Sicherheitsstandards) werden untersucht (McAslan 2011, S. 10). Für die Messung von *Community Resilience* sind aber auch soziale Faktoren von großer Bedeutung, wie das soziale Vertrauen, der soziale Zusammenhalt oder allgemein dem sozialen Kapital in einer Gemeinschaft (z.B. Nachbarschaft, Stadtteil oder Stadt) (McAslan 2011, S. 10ff).

So zeigt eine Studie von Townshend et al. (2015), dass u.a. sozialer Zusammenhalt als ein valider Indikator zur Messung von *Community Resilience* herangezogen werden kann. Er bildet und stärkt zugleich den Willen zu überleben und sich zu erholen (McAslan 2011, S. 11). Weitere empirische Studien ergaben, dass Sozialkapital einer Gemeinschaft beschleunigt den Wiederherstellungs- bzw. Regenerationsprozess in Folge einer Katastrophe (Hawkins & Maurer 2010; Naka-

gawa & Shaw 2004). Aldrich (2012, S. 15) postuliert darüber hinaus, dass soziales Kapital stärkeren Einfluss auf die Dauer der Regenerierung in Folge einer Katastrophe nimmt, als sozioökonomische Faktoren, Bevölkerungsdichte, Schadenslage oder Hilfeleistungen.

*Bergische Universität Wuppertal*

#### Quellen:

- Aldrich, D. P. (2012): Building resilience. Social capital in post-disaster recovery. Chicago: University of Chicago Press.
- Hawkins, R. L. & Maurer, K. (2010): Bonding, Bridging and Linking. How Social Capital Operated in New Orleans following Hurricane Katrina. In: British Journal of Social Work 40 (6), S. 1777–1793.
- Magis, K. (2010): Community Resilience. An Indicator of Social Sustainability. In: Society & Natural Resources 23 (5), S. 401–416.
- McAslan, A. (2011): Community resilience: understanding the concept and its application. A discussion paper.
- Nakagawa, Y. & Shaw, R. (2004): Social Capital: A Missing Link to Disaster Recovery. In: International Journal of Mass Emergencies and Disasters 22 (1), S. 5–34.
- Price-Robertson, R. & Knight, K. (2012): Natural disasters and community resilience. A framework for support. In: CFCA PAPER 3.
- Ross, H. & Berkes, F. (2014): Research Approaches for Understanding, Enhancing, and Monitoring Community Resilience. In: Society & Natural Resources 27 (8), S. 787–804.
- Townshend, I., Awosoga, O., Kulig, J. & Fan, H. (2015): Social cohesion and resilience across communities that have experienced a disaster. In: Natural Hazards 76 (2), S.913–938.

### Urbane Resilienz

Das Netzwerk *100 resilient cities* der *Rockefeller Foundation* definiert „städtische Resilienz“ bzw. „*urban resilience*“ als: Kapazität von Individuen, Nachbarschaften, Institutionen, Geschäften und Systemen innerhalb einer Stadt überleben, sich anpassen und wachsen zu können, auch wenn sie mit chronischem Stress oder akuten Störfaktoren konfrontiert werden (100 resilient cities). Gemäß des Resilienzverständnisses der Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Birkmann et al. 2013, S. 18), des Stadtplaners Beckmann (Beckmann et al. 2012, S. 7–11) und der Autoren des Forschungsgutachtens „Resiliente Stadt - Zukunftsstadt“ (Fekkek et al. 2016, S. 7, 10–19) zeichnet städtische Resilienz insbesondere drei zentrale Elemente aus: 1. Robustheit:

die Fähigkeit eines Systems, auch unter Einfluss externer Schocks und Störungen zentrale Funktionen aufrecht zu erhalten, 2. Wiederherstellungsfähigkeit/ *Bounce-back*-Kräfte: die Fähigkeit eines Systems, sich schnell von negativen Folgen zu erholen und somit zügig in das vorherige oder ein neues Gleichgewicht zurückzufinden, 3. Weiterentwicklungs- und Lernfähigkeit: die Fähigkeit eines Systems, aus einer Störung zu lernen und in Reaktion auf eine Störung neue Schutzmechanismen aufzubauen. Unter diesen Punkt fällt auch die Adaptionsfähigkeit von Systemen, also die Fertigkeit sich sowohl reaktiv als auch proaktiv an dynamische Umweltbedingungen anzupassen.

Resiliente Städte bleiben damit auch bei externen Störungen funktionstüchtig. Dies bedeutet vor allem, dass sie langfristig Daseinsgrundfunktionen und die Versorgungssicherheit gewährleisten können (Fekkek et al. 2016, S. 10). Hierzu ist im Sinne des Modells der adaptiven Zyklen des Ökologen Holling (1986) ständige Transformation notwendig. Das 1986 von Holling entwickelte und Anfang der 2000er erweiterte Modell besagt, dass jedes System unter dem Einfluss sich wandelnder Umweltbedingungen immer wieder verschiedene Phasen eines Zyklus durchläuft (Magazin für Nachhaltigkeit 2014, S. 26). Ein solcher Zyklus setzt sich aus einer Erhaltungs-, Freisetzungs-, Akkumulations- und Reorganisationsphase von zum einen strukturellen Potentialen und zum anderen Konnektivitäten zusammen (Schnur 2013, S. 338 ff.). Entscheidend für die Position und die Verweildauer auf einer bestimmten Position innerhalb des Zyklus sind damit die Ausprägung struktureller Potenziale resp. Ressourcen eines Systems, die für eine Transformation zur Verfügung stehen sowie das Ausmaß der internen Konnektivität, also der Verknüpfungen systemimmanenter Elemente (Fekkek et al. 2016, S. 11). Das eigentlich aus der Ökologie stammende und ursprünglich auf die Entwicklung von Arten bezogene Modell von Holling, lässt sich ebenso auf die städtische und auch auf die *Community*-Ebene übertragen. Unter den „strukturellen Potentialen“ einer Stadt sind etwa ihre bauliche Infrastruktur, ihre Finanzlage, oder geographische Lage zu verstehen. Die interne Konnektivität urbaner Räume kann beispielsweise anhand bestehender Netzwerkbeziehungen lokaler Akteure, der Qualität der Verbindungen innerhalb einer Stadt (z.B. *Bonding vs. Bridging Social Capital, Weak vs. Strong Ties*) oder des bestehenden sozialen Kapitals (Vereine, Bürgerinitiativen etc.) gemessen werden (Schnur 2013, S. 342).

Die Vielzahl an Faktoren, welche über die Resilienz einer Stadt entscheiden, führen dazu, dass die Messung von städtischer Resilienz hochkomplex ist. Häufig erfolgt sie daher zum Beispiel über mehrere einzelne Risiko- oder Vulnerabilitätsanalysen, welche jeweils nur ein spezifisches Risiko betrachten. Erst durch die Zusammenführung und das ins Verhältnissetzen der einzelnen Analysen zueinander, kann eine gesamtstädtische Resilienz abgeleitet werden. So definiert sich

Resilienz meist über die Abwesenheit bzw. den Ausgleich von Vulnerabilitäten und die Beherrschung von Risiken.

Verschiedene Studien haben gezeigt, dass neben baulicher Infrastruktur vor allem soziales Kapital entscheidend für die städtische Resilienz ist. Es wird etwa davon ausgegangen, dass Kommunen mit dichten sozialen Netzwerken eher fähig sind auf wandelnde Umweltbedingungen zu reagieren und sich diesen anzupassen. Nach Putnam (2000) führen derzeitige gesellschaftliche Entwicklungen wie erhöhte Flexibilitätsanforderungen an Arbeitnehmer, welche unter anderem längere Pendelzeiten bedeuten können, zu weniger Zeit für Familie und Freunde sowie zu geringerem gesellschaftlichen Engagement. Dies wiederum resultiert in schwindendem sozialem Kapital und damit wiederum in einer Verminderung städtischer Resilienz. Eine ähnliche Entwicklung provozieren Stadtpolitiken, welche räumliche Segregation und Schichtenbildung innerhalb der Bevölkerung fördern und so etwa zu homogeneren und damit vulnerableren Stadtvierteln beitragen (Csiro 2007, S. 14).

*Ruhr-Universität Bochum*

#### Quellen:

100 resilient cities (2018): What is urban resilience? URL: <http://www.100resilientcities.org/resources/> (Zugriff: 26.02.18).

Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL)(2005): Handwörterbuch der Raumordnung, Hannover: Verlag der ARL.

Beckmann, K. J. (Hrsg.)(2012): Jetzt auch noch resilient? Anforderungen an die Krisenfestigkeit der Städte. Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik.

Birkmann, J., Böhm, H. R., Buchholz, F., Büscher, D., Daschkeit, A., Ebert, S., Fleischhauer, M., Frommer, B., Köhler, S., Kufeld, W., Lenz, S., Overbeck, G., Schanze, J., Schlipf, S., Sommerfeldt, P., Stock, M., Vollmer, M. & Walkenhorst O. (2013): Glossar Klimawandel und Raumentwicklung. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung.

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung: Stresstest Stadt – mit neuen Risiken planen und leben lernen. URL: <http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/FP/ExWoSt/Studien/2014/StresstestStadt/01-start.html?nn=1516892> (Zugriff: 30.01.18).

Barnett, G. & Bai, X. (Hrsg.)(2007): Urban resilience. Research prospectus. A resilience alliance initiative for transitioning urban systems towards sustainable futures. Canberra: CSIRO Sustainable Ecosystems.

Fekkak, M., Lucas, R., Schinkel, J. & Winterfeld, V. (2016): Resiliente Stadt – Zukunftsstadt. Wuppertal: Wuppertalinstitut für Klima, Umwelt, Energie & plan + risk consult.

Holling, C. S. (1986): Resilience of ecosystems; local surprise and global change. In: Clark, W.C. & Munn, R.E. (Hrsg.): Sustainable Development of the Biosphere, S. 292-317. Cambridge: University Press.

Magazin für Nachhaltigkeit (2014): Handlungsfähig bleiben. FAS Nr. 299.

Putnam, R. D. (2000): Bowling alone. New York: Simon & Schuster.

Schnur O. (2013): Resiliente Quartiersentwicklung? Eine Annäherung über das Panarchie-Modell adaptiver Zyklen. In: Informationen zur Raumentwicklung (4), S. 337-349.

## Risiko

„Risiko“ beschreibt die Wahrscheinlichkeit von einem möglichen schädigenden Ereignis und seinen unmittelbaren Konsequenzen getroffen zu werden (Vassilevskaya et al. 2009, S. 55). Der aus dem Italienischen von dem Wort „*risco*“, „*rischio*“ („Gefahr“) stammende Begriff „Risiko“, wurde im 15. Jahrhundert zunächst in der Handelssprache für monetäre Wagnissituationen sowie für eine „zu vergegenwärtigende Gefahr“ (Irrgang 2006, S. 15) gebraucht. Der Risikobegriff beschreibt also die unsicheren Folgen einer zukünftigen Handlung oder eines künftigen Ereignisses, die negativ (mögliche Schäden) oder positiv (mögliche Chancen) sein können. Abzugrenzen ist der Terminus „Risiko“ damit vom „Gefahrenbegriff“. Während Gefahren als die Möglichkeiten schädigender Ereignisse definiert werden, welche in der Regel nicht beeinflusst werden können, deren Eintrittszeitpunkt ungewiss ist und die von keiner Entscheidung abhängen, gehen Risiken immer Entscheidungen voraus (Kaufmann 1973, S. 152; Luhmann 1991, S. 30 f.).

Bei der Betrachtung von Risiken stehen sich zwei Analyseansätze konkurrierend gegenüber, der naturwissenschaftlich-objektivistische und der sozialwissenschaftlich-konstruktivistische Analyseansatz. Gemäß dem objektivistischen Ansatz besteht eine klare Trennung zwischen dem Menschen (bzw. der Gesellschaft) und der Natur. Risiken werden als objektiv vorhandene Gefahren der Natur wahrgenommen, die von extern auf den Menschen einwirken. Sie können berechnet, beurteilt und kontrolliert werden. Die gesellschaftliche Dimension wird nur insofern einbezogen, als dass sich aus einem Ereignis resultierender Schaden auf der gesellschaftlichen Ebene materialisiert (Müller-Mahn 2007, S. 2). Im Kontrast hierzu gehen Vertreter des konstruktivistischen Ansatzes davon aus, dass Risiken einzig durch menschliche Wahrnehmung und menschliches Handeln entstehen. Erst durch die gesellschaftliche Thematisierung einer Gefahr wird ein Risiko emergent (Krüger et al. 2003, S. 51). Risiken werden also gesellschaftlich konstruiert und bilden nicht zwangsläufig realistische Tatsachen ab.

Nach Kaplan und Mikes (2012, S. 50 f.) lassen sich Risiken in verschiedene Kategorien einteilen. Sie unterscheiden zwischen drei Risikoarten: eingrenzbaaren, strategischen und externen Risiken. Eingrenzbaare Risiken sind solche Risiken, die Menschen bis zu einem gewissen Grad aktiv reduzieren können, wie etwa Industrieunfälle oder menschliches Versagen. Strategische Risiken sind Risiken, die freiwillig nach einer Kosten-Nutzen-Abschätzung eingegangen werden, wohingegen externe Risiken jenseits der direkten menschlichen Einflussosphäre und Kontrolle liegen. Unter diese Risikogruppe fallen etwa der internationale Terrorismus, transnational organisierte Kriminalität, Klimaveränderungen, die Informationsgesellschaft oder Infektionskrankheiten (Jakubowski 2013, S. 373). Eine weitere Charakterisierungsmöglichkeit von Risiken bezieht sich auf ihre Raumrelevanz und Raumwirksamkeit. Während einige Risiken ubiquitär sind und überall auftreten können, sind andere Risiken auf ein abgrenzbares Gebiet beschränkt und können auch nur dort wirksam werden (z.B. ein Hochwasser an einem Fluss). Im zweiten Fall ist eine Differenzierung zwischen gefährdeten und nicht gefährdeten Räumen möglich, die sich in Karten darstellen lässt (Greiving 2011, S.22).

Sowohl im internationalen als auch nationalen Kontext liegt der Fokus der Risikoforschung im Bevölkerungsschutz auf der Analyse, Bewertung und Reduzierung von *disaster risks* bzw. Katastrophenrisiken. Eine Operationalisierung von Risiken erfolgt häufig über Risikoanalysen, oder Risikoindices. Auf der *Community*- bzw. Nachbarschaftsebene wurden wissenschaftlich bisher nur spezifische Risiken untersucht. Beispielsweise entwickelte Schnur (2013) eine Quartierstypologie anhand derer Risiken und Entwicklungsszenarien in Folge von demografischen Umbrüchen (manifestiert u.a. als Leerstand, Investitionsstau, Rückbau von Infrastruktur) untersucht wurden. Konzeptionell wird dabei das demografische Risiko von Quartieren über Resilienz vermittelt und dem Modell der adaptiven Zyklen von Holling (siehe auch: Resilienz) entlehnt. Dementsprechend spielen bei der Bewertung von Risiken im Quartier zwei Dimensionen eine Rolle: 1. das strukturelle Potential eines Quartiers und 2. die Konnektivität von Akteuren im Quartier. Das strukturelle Potential eines Quartiers wird durch Ressourcen, z.B. die bauliche Struktur eines Gebiets sowie Symboliken und Bedeutungszuschreibungen von Orten bestimmt und dient als Basis seiner Typologie. Die Konnektivität umfasst lokales Sozialkapital, zu dem soziale und politische Netzwerke auf Nachbarschaftsebene gehören. Zur Klassifikation der Quartiere wurden Methoden der Sozialraumanalyse (Begehungen und Beobachtungen vor Ort, Bewohner- und Expertengespräche, etc.) verwendet, zur Operationalisierung von Risiko wurden Experteneinschätzungen aus Delphi-Befragungen hinzugezogen (Schnur 2013, S. 338 ff.).

Für die meisten Risikoindices gilt, dass sie Risiken jeweils für die nationale Ebene berechnen. Hierbei beziehen sie kontextabhängig unterschiedliche Indikatoren und Variablen zur Bestimmung des Risikos eines Landes ein. Beispielsweise kommt der sog. *Disaster Risk Index* zu dem

Ergebnis, dass vor allem bevölkerungsreiche Länder wie Indien oder China, sowie kleine Inselstaaten mit einer hohen Exposition gegenüber Naturkatastrophen besonders verwundbar sind. Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangen die Autoren des Weltrisikoindexes: „Grundsätzlich gilt für das Risiko aller Länder: Eine Nation, die über ausreichend finanzielle Mittel sowie über funktionierende staatliche und zivilgesellschaftliche Strukturen verfügt, die wiederkehrende Naturereignissen mit einer lernfähigen Strategie begegnet und bereit ist, in die Anpassung an sich ändernde Rahmenbedingungen wie Wetter- und Klimaextreme zu investieren, wird von extremen Naturereignissen weniger hart getroffen“ (Bündnis Entwicklung Hilft 2017, S. 8). Was bisher in den meisten Indizes fehlt, ist die Einbeziehung sozialer Indikatoren, wie etwa die Anzahl und Intensität sozialer Kontakte als Bewältigungskapazität, welche die Vulnerabilität einer Person erhöhen oder verringern kann. Auf Quartiersebene ist eine solche Einbeziehung weniger aufwendig und wurde daher im Rahmen der Untersuchungen Schnurs (2013) auch vorgenommen. Im Rahmen einer Analyse von 24 Quartieren in vier deutschen Städten (Berlin, Brandenburg an der Havel, Leipzig, Essen) ergaben sich für die von Schnur (2013) bestimmten acht Quartierstypen jeweils unterschiedliche Einschätzungen zur Höhe des demografischen Risikos. Als am wenigsten resilient und damit dem höchsten Risiko ausgesetzt, zeigten sich die Quartierstypen „Platte Ost“ (sozialistischer industrieller Wohnungsbau), „Urbanität“ (dichte Großsiedlungen ca. 1960er/70er Jahre) und „Aufbau“ (Nachkriegsstädtebau), im mittleren Risikobereich zeigt sich der Typ „Wüstenrot“ (Ein- und Zweifamilienhausgebiete seit 1960er), während u. a. Gründerzeit- und gartenstadtähnlichen Quartiere das geringste Risiko hinsichtlich des demografischen Wandels quittiert wird (Schnur 2010, S. 178f.).

*Ruhr-Universität Bochum*

#### Quellen:

Bündnis Entwicklung Hilft (2017): WeltRisikoBericht. Analyse und Ausblick 2017. Berlin: Bündnis Entwicklung Hilft.

Felgentreff, C. & Dombrowsky, W. R. (2008): Hazard-, Risiko- und Katastrophenforschung. In: Felgentreff, C. & Glade, T. (Hrsg.): Naturrisiken und Sozialkatastrophen, S. 13-25. Berlin, Heidelberg: Springer.

Greiving, S. (2011): Methodik zur Festlegung raum- und raumplanungsrelevanter Risiken. In: Pohl, J. & Zehetmair, S. (Hrsg.): Risikomanagement als Handlungsfeld in der Raumplanung. Hannover: Verlag der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, S. 22-30.

INFORM (2018): INFORM Global Risk Index Results 2018. URL: <https://ec.europa.eu/jrc/en/scientific-tool/index-risk-management-inform> (Zugriff: 30.01.18).

- Irrgang, B. (2006): Risiko – ein problemgeschichtlicher Abriss. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden, 55 (3-4), S. 15-18.
- Jakubowski, P. (2013): Resilienz – eine zusätzliche Denkfigur für gute Stadtentwicklung. In: Informationen zur Raumentwicklung (4), S. 371-378.
- Kaplan, R. S. & Mikes, A. (2012): Managing Risks: A New Framework. In: Harvard Business Review, S. 49-60.
- Müller-Mahn, D. (2007): Perspektiven der geographischen Risikoforschung. In: Geographische Rundschau 59 (10), S. 4-11.
- Schnur, O. (2010): Demographischer Impact in städtischen Wohnquartieren. Entwicklungsszenarien und Handlungsoptionen. Wiesbaden: Springer.
- Schnur, O. (2013): Resiliente Quartiersentwicklung? Eine Annäherung über das Panarchie-Modell adaptiver Zyklen. In: Informationen zur Raumentwicklung (4), S. 337-349.
- Vassilevskaya, T. & Falconer, A. (2009): Study on Risk Governance of European Critical Infrastructures in the ICT and Energy Sector: Literature Review. Oxfordshire: AEA Technology.

## Risikoanalyse

Eine „Risikoanalyse“ (auch „*risk assessment*“) ist die systematische Analyse zur Identifikation, Bewertung und Priorisierung von Risiken. Risikoanalysen werden in technischen, Gesundheits-, Infrastruktur-, Finanz- und Wirtschaftssystemen und -unternehmen sowie anderen Organisationen durchgeführt. Häufig ist die Risikoanalyse ein Teil des Risikomanagements, welches zu bestimmen versucht, wie verschiedene Systeme (z. B. eine Organisation, ein Finanzsystem, oder ein Computersystem) mögliche negative Ereignisse vermeiden, mindern, auf Dritte verschieben oder als Restrisiko akzeptieren können (Velani 2007, S. 114 f; Vatsa 2004: 3). Üblicherweise setzt sich eine Risikoanalyse aus mehreren Bestandteilen zusammen: Zu Beginn steht in der Regel die Risikoidentifikation, gefolgt von einer Ursachenanalyse, der Risikobewertung (in welcher Risiken quantifiziert werden), dem Risikomanagement und zum Abschluss der Aggregation von weiteren potentiellen Risiken, die in ihrer Gesamtheit und ihrer Wechselwirkung Einfluss auf das System nehmen.

Im Mittelpunkt der Risikoanalyse steht oft ein technisches oder finanzielles Problem, wobei häufig mit einem einfachen Risikobegriff als Möglichkeit einer Verletzung, eines Schadens oder Verlusts operiert wird. Sozialwissenschaftler warnen jedoch vor diesem einfachen Risikobegriff. Sie betonen die Subjektivität der Risikodefinition und dass Risiken nicht isoliert von ihrem breiteren gesellschaftlichen Kontext wahrgenommen werden können. Risiken können sich unterschiedlich auf verschiedene Bevölkerungsgruppen auswirken. Insbesondere seit Beck (1986)

das Konzept Risikogesellschaft geprägt hat, spielen auch die nicht-intendierten Folgen der technisch-wirtschaftlichen Entwicklung vermehrt eine Rolle in der Risikoanalyse.

Eine Alternative zur Risikoanalyse sind die sogenannten *Riskscapes*, in denen die räumlichen Dimensionen von Risiken betont werden. Auf geradezu ethnografische Weise versucht man dabei Risiken nicht isoliert zu betrachten, sondern fokussiert auf „*the intricate relationships of particular concerns, places and practices*“ (Müller-Mahn & Everts 2013, S. 27f.) von unterschiedlichen Gruppen. „*Any riskscape is a combination of material aspects that can be located in the physical landscape, and the ways in which individuals or communities make sense of them in and through everyday practices*“ (Müller-Mahn & Everts 2013, S. 27f.).

Risikoanalysen basieren auf qualitativen, quantitativen oder triangulierten Verfahren. Hilfsorganisationen verwenden oftmals eine sogenannte Risiko-Matrix, für die zunächst mehrere Risiken identifiziert werden und anschließend die Möglichkeiten des Auftretens dieser Risiken mit ihrer geschätzten Auswirkung multipliziert werden. Die höchsten Werte spiegeln dabei die größten Risiken wider. Diese Matrizen können für manche Analysen im humanitären sowie in anderen Bereichen sehr umfassend und komplex werden, wobei Risikoanalysen immer dann an ihre Grenzen stoßen, wenn ihnen unterschiedliche Risikowahrnehmungen (z.B. von Laien und Experten) zugrunde liegen.

So haben etwa Müller-Mahn und Everts (2013, S. 32 f.) in Äthiopien beobachtet, wie humanitäre Experten Hungersnot durch sich wiederholende Dürren, die mit dem Klimawandel zusammenhängen, dem eingeschränkten Zugang zur Ernährungshilfe und der politischen Instabilität erklären. Im Gegensatz dazu sieht die pastorale Afar-Bevölkerung die stetige Reduktion ihrer Weideländer durch gewalttätige Konflikte mit Nachbarclans, invasive exotische Pflanzen, den Landverlust durch irrigierte Plantagen der Regierung und *landgrabbing* von ausländischen Investoren als Grund für die lokale Hungersnot. Die von Experten und Bevölkerung entwickelten Lösungsansätze für die Hungersnot stimmen daher nicht überein.

*Ruhr-Universität Bochum*

#### Quellen:

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.

Müller-Mahn, D. & Everts, J. (2013): Riskscapes: the spatial dimensions of risk. In: Müller-Mahn, D. (Hrsg.): The Spatial Dimension of Risk. How geography shapes the emergence of riskscapes, S. 22-36. London: Earthscan Routledge.

Vatsa, K. S. (2004): Risk, Vulnerability, and the Asset-based Approach to Disaster Risk Management. In: International Journal of Sociology and Social Policy 24 (10/11), S. 1-48.

Velani, K.H. (2007): Strategic Security Management: A Risk Assessment Guide for Decision Makers. Oxford: Butterworth-Heinemann.

## Risikowahrnehmung

„Risikowahrnehmung“ und „-bewertung“ ist die nicht auf wissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern einzig auf alltagsweltlichen Erfahrungen basierende Einschätzung von Gefahrensituationen, von Korrelationen zwischen Verhalten und Konsequenzen sowie von Erfolgs- und Misserfolgsmöglichkeiten (Banse et al. 1998, S. 11). Risikowahrnehmung ist ein Forschungsfeld der Psychologie, welche die subjektive und unstrukturierte menschliche Betrachtung und Beurteilung von Risiken zu ihrem Untersuchungsgebiet gemacht hat.

Unter Wahrnehmung ist in der Kognitionspsychologie der geistige Ablauf des Aufnehmens, Verarbeitens und der Auswertung von Sinneseindrücken zu verstehen. Auch wenn Risikowahrnehmung und -beurteilung in der Praxis häufig als zusammengehörig betrachtet werden, so handelt es sich eigentlich um zwei schnell aufeinanderfolgende Phasen, die aufgrund ihres unbewussten Charakters nur schwerlich trennscharf voneinander abzugrenzen sind (Plapp 2003, S. 1). Beide Phasen verbindet, dass sie einen Bedeutungszuschreibungsprozess darstellen, in dem einer Handlung oder einem Objekt eine Risikoeigenschaft zugesprochen wird. Zudem geht Risikowahrnehmung immer mit einer Kosten-Nutzen-Abwägung einher. Im Sinne der sozialwissenschaftlichen Risikoforschung werden Risiken sozial konstruiert. Die jeweilige Zuschreibung ist nach Renn (1989, S. 167 f.) entscheidend für Handlungen und mögliche Verhaltensänderungen von Gesellschaften und ihren Individuen. Risiken sind zwar auch faktisch vorhanden, menschliche Handlungen bestimmen sich jedoch einzig über die wahrgenommenen Risikoausprägungen.

In der Konsequenz unterscheidet sich häufig die Risikoeinschätzung von Experten und Laien stark voneinander. Während Experten zur Bildung ihrer Risikoeinschätzung einzig statistische Kennzahlen und Wahrscheinlichkeiten heranziehen, verlassen sich Laien meist intuitiv auf qualitative Risikomerkmale. In der Wissenschaft wird Risikowahrnehmung über Methoden der empirischen Sozialforschung, wie der Dimensions-, der Faktor- und der Regressionsanalyse, oder über psychologische Modelle gemessen. Abhängig von der Art des zu messenden Risikos werden unterschiedliche Modelle angewandt. Für die Messung der Wahrnehmung finanzieller Risiken hat sich die Verwendung axiomatischer Modelle etabliert, während die Wahrnehmung ge-

sundheitlicher Risiken in der Psychologie in der Regel mithilfe psychometrischer Modelle gemessen wird. Erfragt werden kann etwa was noch sicher genug ist sowie wie hoch verschiedene Risiken auf einer Ratingskala eingeschätzt werden (Fischhoff et al. 1978, S. 131 f.).

Verschiedene Studien haben gezeigt, dass die Risikowahrnehmung sehr subjektiv ist, da sie erstens durch die Relation zwischen Risiko und Person, zweitens durch ganz bestimmte Merkmale der Risikoquelle, drittens durch den Kontext, in welchem das Risiko wahrgenommen wird, sowie viertens durch Merkmale des wahrnehmenden Individuums beeinflusst wird. Zu den für die Beziehung zwischen Person und Risiko relevanten Eigenschaften zählen unter anderem die eigene Schadenerfahrung und die (Un)Freiwilligkeit mit der man sich einem Risiko aussetzt bzw. ausgesetzt sieht. Gemäß Starr (1969, S. 1235) können Risiken, welche freiwillig eingegangen werden, wie etwa Risikosport, sehr viel höher sein als unfreiwillig eingegangene Risiken. Ebenfalls in diesem Kontext relevant sind der wahrgenommene persönliche und gesellschaftliche Nutzen einer Risikoquelle sowie die Verteilungsgerechtigkeit von Nutzen und Risiko. Zu den Charakteristika von Risiken, welche die Risikowahrnehmung beeinflussen, zählen unter anderem die Irreversibilität von Folgen, die Schrecklichkeit der Gefahr oder die Betroffenheit von Kindern (Slaby et al. 2002, S. 28). Für bestimmte Gefahren kann auch der Besitz von Wohneigentum, fortgeschrittenes Alter oder persönliche Betroffenheit die Risikoperzeption erhöhen. Diese Risikocharakteristika haben sich in Studien zur Wahrnehmung von Naturrisiken als relevanter für eine höhere Risikowahrnehmung erwiesen, als die Einschätzung eines häufigen Auftretens des Risikos, Werteorientierung oder andere persönliche Merkmale (Plapp 2003, S. 245).

*Ruhr-Universität Bochum*

#### Quellen:

- Banse, G. & Bechmann, G. (1998): Interdisziplinäre Risikoforschung. Eine Bibliographie. Wiesbaden: Springer VS.
- Fischhoff, B., Slovic, P. & Lichtenstein, S. (1978): How safe is safe enough? A psychometric study of attitudes towards technological risks and benefits. In: Policy Sciences (9), S. 127-152.
- Plapp, S. T. (2003): Wahrnehmung von Risiken aus Naturkatastrophen. Eine empirische Untersuchung in sechs gefährdeten Gebieten Süd- und Westdeutschlands, Dissertation. Karlsruhe: Universität Fridericiana.
- Renn, O. (1989): Risikowahrnehmung – Psychologische Determinanten bei der intuitiven Erfassung und Bewertung von technischen Risiken. In: Hosemann, G. (Hrsg.): Risiko in der Industriegesellschaft. Analysen, Vorsorge und Akzeptanz, Erlanger Forschungen 19, S. 167-192. Erlangen/Nürnberg: Universitätsbund Erlangen-Nürnberg.

Slaby, M. & Urban, D. (2002): Risikoakzeptanz als individuelle Entscheidung. Zur Integration der Risikoanalyse in die nutzentheoretische Entscheidungs- und Einstellungsforschung. Stuttgart: Schriftenreihe für Sozialwissenschaften der Universität Stuttgart (SISS).

Starr, C. (1969): Social Benefit versus Technological Risk. In: Science (165), S. 1232-1238.

## Soziales Kapital

„Soziales Kapital“ ist eine Netzwerkressource, die aus der Bereitschaft entsteht, miteinander zu kooperieren (Coleman 1988; Putnam 2000; vgl. Oberwittler 2005). Es lässt sich *„als ein System von Obligationen zwischen den Mitgliedern einer sozialen Gruppe deuten, das bei der Interessenrealisierung dienlich ist“* (Braun & Voss 2014, S. 88). Während kollektive Wirksamkeit per Definition auf einen gemeinschaftlichen Zweck abzielt, kann soziales Kapital genutzt werden, um individuelle oder kollektive Ziele zu verwirklichen (Oberwittler 2005). So stellt soziales Kapital für Coleman (1990, S. 302) eine Eigenschaft sozialer Strukturen dar, die bestimmte Handlungen von Individuen begünstigt. Bei Putnam (2000, 22ff) hingegen realisiert sich soziales Kapital in der Gültigkeit von Reziprozitätsnormen (Normen der Gegenseitigkeit) und sozialer Partizipation, also dem Ausmaß zivilgesellschaftlichen Engagements. In dieser Lesart wird Sozialkapital weniger als individuelle, sondern als eine sozialstrukturelle Ressource betrachtet, welche die Herausbildung kollektiver Güter befördert, von denen nicht nur einzelne Akteur\*innen, sondern eine größere Gemeinschaft profitiert.

Das Sozialkapital in einer Nachbarschaft lässt sich unter anderem über die Qualität und Quantität sozialer Netzwerke bemessen (Schiefer & van der Noll 2016). Zu diesem Zwecke ist es gebräuchlich Items zu operationalisieren, die nach der Häufigkeit nachbarschaftlicher Interaktionen fragen, beispielsweise in Form von persönlichen Treffen oder Telefonaten. Häufig wird auch nach der Zugehörigkeit zu diversen sozialen Gruppen (wie etwa Sportvereinen oder Parteien) als Indikator für soziale Partizipation und zivilgesellschaftliches Engagement gefragt.

Neben dem Aus- und Aufbau von (physischen) Infrastrukturen wird soziales Kapital zunehmend mehr in die Strategie von Krisen und Katastrophenmanagement sowie Entwicklungshilfe eingebunden. Dies ist nicht zuletzt den zahlreichen internationalen Studien geschuldet, die sich empirisch mit der Rolle sozialen Kapitals in Krisen- und Katastrophensituationen auseinandersetzen. So zeigen einige Studien, dass soziales Kapital eine Resilienz stärkende Ressource zur Bewältigung von Krisen und Katastrophen darstellt (u.a. Klinenberg 2015; Nakagawa & Shaw 2004). Beispielsweise führen enge soziale Kontakte (sog. *bonding social capital*) dazu, dass Menschen in Krisen und Katastrophen gut vorbereitet und informiert sind, Hilfsangebote lokalisieren und

direkte Hilfe in Anspruch nehmen können (Dynes 2006; Hawkins & Maurer 2010; vgl. Aldrich & Meyer 2014). Netzwerke die auf der Zugehörigkeit zu diversen sozialen Gruppen gründen (sog. *bridging social capital*), erweisen sich hingegen als besonders vorteilhaft um neue Ressourcen für die längerfristige Regenerierung nach einer Krise bzw. Katastrophe zu generieren (Hawkins & Maurer 2010; Nakagawa & Shaw 2004; vgl. Aldrich & Meyer 2014). Dynes (2005, S. 7) argumentiert deshalb treffend: „*Consequently, during the emergency period, it is the form of capital that serves as the primary base for a community response. In addition, social capital is the only form of capital which is renewed and enhanced during the emergency period*“.

*Bergische Universität Wuppertal*

#### Quellen:

- Aldrich, D. P. & Meyer, M. A. (2014): Social Capital and Community Resilience. In: American Behavioral Scientist 59 (2), S. 254–269.
- Braun, N. & Voss, T. (2014): Zur Aktualität von James Coleman. Einleitung in sein Werk. Wiesbaden: Springer VS.
- Coleman, J. S. (1988): Social Capital in the Creation of Human Capital. In: American Journal of Sociology 94, S. 95–120.
- Coleman, J. S. (1990): Foundations of social theory. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Dynes, R. R. (2005): Community Social Capital as the primary basis for Resilience. Newark: Disaster Research Center.
- Dynes, R. R. (2006): Social Capital: Dealing with Community Emergencies. In: Homeland Security Affairs 2 (2), S. 1–26.
- Hawkins, R. L. & Maurer, K. (2010): Bonding, Bridging and Linking. How Social Capital Operated in New Orleans following Hurricane Katrina. In: British Journal of Social Work 40 (6), S. 1777–1793.
- Klinenberg, E. (2015): Heat wave. A social autopsy of disaster in Chicago. Chicago: University of Chicago Press.
- Nakagawa, Y. & Shaw, R. (2004): Social Capital: A Missing Link to Disaster Recovery. In: International Journal of Mass Emergencies and Disasters 22 (1), S. 5–34.
- Oberwittler, D. (2005): Soziale Bindungen und 'kollektive Wirksamkeit' im Wohnquartier. Eine Mehrebenenanalyse zu den Auswirkungen konzentrierter Armut auf das Sozialkapital von Stadtvierteln. Vortrag auf der Tagung „Soziale Netzwerke und Sozialkapital“ in der DGS, Bielefeld.
- Putnam, R. D. (2000): Bowling alone. New York: Simon & Schuster.

Schiefer, D. & van der Noll, J. (2016): The Essentials of Social Cohesion. A Literature Review. In: Social Indicators Research 132 (2), S. 579–603.

## Sozialer Umbruch

Moderne Gesellschaften sind dynamisch und ständig in Bewegung. Sie befinden sich in kontinuierlichen Veränderungsprozessen, die u.a. durch Begriffe wie „sozialer Wandel“, „soziale Transformation“ und „sozialer Umbruch“ beschrieben werden. Der Begriff sozialer Umbruch wird immer dann gewählt, wenn es sich nicht mehr nur um einen schleichenden, kaum merkbaren Wandel oder Transformationsprozess, sondern um eine schnelle und abrupt eintretende Veränderung handelt (z.B. Boers 1997; Geißler 1993). Der Terminus ist vorwiegend in der Sozialstrukturforschung gebräuchlich und bezeichnet einen rasanten, radikalen und grundlegenden Wandel sozialer Strukturen oder Systeme, zum Beispiel die Transformation Ostdeutschlands in Folge des sozialistischen Zusammenbruchs. In diesem Kontext wird in der Literatur vorwiegend von Umbruch oder Transformation und nicht von Wandel gesprochen. Dies könnte u.a. daher rühren, dass die Richtung der Veränderung, also die Überführung in das westliche Gesellschaftssystem, bekannt war und insofern als weniger bedrohlich empfunden wurde (vgl. Weymann 1998: 15 für den Begriff der Transformation).

Zur Identifikation sozialer Umbrüche und ihre Spezifika, werden in der Regel Sozialstrukturanalysen durchgeführt. Dabei werden Veränderungen in raumspezifischen Sozialstrukturdaten (soziodemographische Daten, Kriminalitätsraten etc.) aufgedeckt und auf Wechselwirkungen hin untersucht.

Der Ausdruck sozialer Umbruch wurde u.a. in der Kriminologie mit der Wiedervereinigung von Ost- und Westdeutschland in Verbindung gebracht. Nach der Wende 1989 konnten das erste Mal deutschlandweit Kriminalitätsraten miteinander verglichen und Täter- sowie Opferbefragungen durchgeführt werden (Boers 1997, S. 46). Forschungen zur Kriminalitätswahrnehmung der deutschen Bevölkerung ergaben beispielsweise, dass die subjektive Kriminalitätsfurcht in den neuen Bundesländern deutlich höher als die in Westdeutschland war, trotz der vergleichsweise niedrigeren Kriminalitätsbelastung (Dittmann 2005; Hirtenlehner 2009). Es wird deshalb davon ausgegangen, dass die damals sehr hohe Kriminalitätsfurcht weniger auf die Kriminalitätsbelastung per se, sondern auf allgemeine Verunsicherungen und existenzielle Ängste zurückzuführen war, die mit den plötzlich eintretenden kulturellen, politischen und sozialen Veränderungen in den neuen Bundesländern zusammenhingen (Dittmann 2005: 4; Hirtenlehner 2009).

#### Quellen:

Boers, K. (1997): Sozialer Umbruch, Modernisierungsrisiken und Kriminalität. In: Boers, K., Gutsche, G. & Sessar, K. (Hrsg.): Sozialer Umbruch und Kriminalität in Deutschland, S. 35–52. Wiesbaden: Springer VS.

Dittmann, J. (2005): Entwicklung der Kriminalitätseinstellungen in Deutschland – eine Zeitreihenanalyse anhand allgemeiner Bevölkerungsumfragen, Discussion Papers 468. Berlin: DIW.

Geißler, R. (Hrsg.) (1993): Sozialer Umbruch in Ostdeutschland. Opladen: Leske + Budrich.

Hirtenlehner, H. (2009): Kriminalitätsangst – klar abgrenzbare Furcht vor Straftaten oder Projektionsfläche sozialer Unsicherheitslagen? In: Journal für Rechtspolitik 17(1), S. 3–22.

## Soziales Vertrauen

Nach Robert D. Putnam (2000, S. 19) ist „Soziales Vertrauen“ ein Produkt aus den Beziehungen zwischen Individuen. Es stellt somit einen elementaren konzeptionellen Bestandteil von Sozialkapital und die Grundlage sozialen Zusammenhalts dar (vgl. Gundelach 2014, S. 19). Soziales Vertrauen „lässt sich als Resultante der individuellen Zugehörigkeit zu sozialen Netzwerken und den sich daraus formierenden Reziprozitätsnormen konzeptualisieren“ (Zmerli 2013, S. 135). Es basiert auf geteilten Erwartungen und einem gemeinsamen Werte- und Normenkonsens (Sampson 2012, S. 135). Ein solcher Kanon an Werten und Normen schafft ein Gefühl von Zugehörigkeit und Vertrauenswürdigkeit gegenüber anderen, also die Erwartung, dass andere im Sinne des Gemeinwohls handeln. Soziales Vertrauen, als produktive Komponente sozialen Kapitals, bildet die Basis für soziale Kooperation (Zmerli 2013, S. 136), denn es vereinfacht die Aufnahme sozialer Interaktion und die Herausbildung sozialer Netzwerke (Gundelach 2014, S. 20). Es existiert abseits enger Familien- und Freundschaftsbeziehungen und ist damit eine effektive Ressource im Aufbau sozialen Zusammenhalts unter Nachbar\*innen ohne enge Beziehungen vorauszusetzen.

Um soziales Vertrauen empirisch zu messen fragen wissenschaftliche Studien unter anderem nach dem generalisierten Vertrauen, also dem Vertrauen in die Bewohner\*innen einer Nachbarschaft, eines Stadtteils oder einer Stadt. Häufig finden sich auch Fragen nach dem Vertrauen in die direkte Nachbarschaft (z.B. ob man seinen direkten Nachbar\*innen einen Haustürschlüssel für den Notfall geben oder ob man sie darum bitten würde, sich bei eigener Abwesenheit um Tiere, Blumen etc. zu kümmern). Eine weitere Möglichkeit der Operationalisierung ist die Frage nach dem vertikalen Vertrauen lokaler Bewohner\*innen, also dem Vertrauen in spezifische Institutionen wie Polizei, Rettungsdienst oder Feuerwehr.

So zeigt eine Studie von Lumbroso et al. (2017), dass Gemeinschaften in naturkatastrophalen Situationen resilienter sind, wenn das vertikale Vertrauen der Bewohner\*innen in Institutionen des Katastrophenschutzes stärker ist (z.B. in Frühwarnsysteme). In den meisten Studien geht es jedoch mehr um die Rolle von Sozialkapital und weniger um die von sozialem Vertrauen bei der Bewältigung von Krisen und Katastrophen. Es zeigt sich, dass soziales Vertrauen als Teil sozialen Kapitals einen positiven Einfluss auf die Regenerationszeit nach einer Katastrophe bzw. Krise hat (Hawkins & Maurer 2010; Nakagawa & Shaw 2004)(siehe auch: soziales Kapital).

*Bergische Universität Wuppertal*

#### Quellen:

- Gundelach, B. (2014): Ethnische Diversität und soziales Vertrauen. Baden-Baden: Nomos.
- Hawkins, R. L. & Maurer, K. (2010): Bonding, Bridging and Linking. How Social Capital Operated in New Orleans following Hurricane Katrina. In: British Journal of Social Work 40 (6), S. 1777–1793.
- Lumbroso, D. M., Suckall, N. R., Nicholls, R. J. & White, K. D. (2017): Enhancing resilience to coastal flooding from severe storms in the USA. International lessons. In: Natural Hazards and Earth System Sciences 17 (8).
- Nakagawa, Y. & Shaw, R. (2004): Social Capital: A Missing Link to Disaster Recovery. In: International Journal of Mass Emergencies and Disasters 22 (1), S. 5–34.
- Putnam, R. D. (2000): Bowling alone. New York: Simon & Schuster.
- Sampson, R. J. (2012): Great American City. Chicago and the Enduring Neighborhood Effect. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Zmerli, S. (2013): Soziales Vertrauen. In: van Deth, J. W. & Tausendpfund, M. (Hrsg.): Politik im Kontext: Ist alle Politik lokale Politik?, S. 133–155. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

## Sozialer Zusammenhalt

Der Begriff „Sozialer Zusammenhalt“ findet vorwiegend im politischen und sozialwissenschaftlichen Raum Anwendung. Obwohl es sich um ein Konzept handelt, das interdisziplinär sehr verschieden ausgelegt wird, ist das jeweilige Grundverständnis sehr ähnlich (Dangschat 2011, S. 3). Dahinter steht der Versuch zu erklären, was Menschen eint und eine Gesellschaft zusammenhält. Sozialer Zusammenhalt – der gemeinhin als „Kitt der Gesellschaft“ bezeichnet wird (z.B. Bertelsmann Stiftung 2016) – bildet eine zentrale Dimension sozialen Kapitals, das allgemein die nutzbaren Ressourcen bezeichnet, die aus sozialen Beziehungen und Netzwerken entstehen

(Coleman 1990; Putnam 2000). Sozialer Zusammenhalt ist gegeben, wo sich Menschen kennen, einander vertrauen und einen gemeinsamen Normen- und Wertekanon teilen (Ziegler et al. 2011, S. 70). Gemeinschaften mit einem hohen sozialen Zusammenhalt sind gekennzeichnet durch ein starkes „Wir“-Gefühl und Gefühl der Zugehörigkeit, welches sich in dem Verhalten ihrer Mitglieder manifestiert, insbesondere in einer hohen Partizipations- und Hilfsbereitschaft. So definieren Chan et al. (2006, S. 290) sozialen Zusammenhalt als: *“...a state of affairs concerning both the vertical and the horizontal interactions among members of society as characterized by a set of attitudes and norms that includes trust, a sense of belonging and the willingness to participate and help, as well as their behavioral manifestations.”*

Wenngleich sozialer Zusammenhalt als Makrophänomen, also Merkmal von Gemeinschaften (Nachbarschaft, Wohnort, Region etc.) zu betrachten ist, so lässt er sich dennoch auf Individualebene über die Einstellungen und Verhaltensweisen lokaler Bewohner\*innen messen. So werden zur Operationalisierung oftmals Größe und Intensität sozialer Netze, das Vertrauen in Mitmenschen und Institutionen, die Identifikation mit der Nachbarschaft, dem Wohnort oder der Region, die Solidarität und Hilfsbereitschaft, die Anerkennung sozialer Normen sowie die gesellschaftliche Partizipation lokaler Bewohner\*innen herangezogen.

Wie groß der soziale Zusammenhalt in einer Gemeinschaft ist, zeigt sich insbesondere in Krisen und Katastrophensituationen. Das geht u.a. aus der Studie von Carroll et al. (2005) hervor. Die Forschungsergebnisse von Townshend et al. (2015) deuten zudem darauf hin, dass der soziale Zusammenhalt einer Gesellschaft eine wichtige Ressource zur Bewältigung von Katastrophen- und Krisensituationen ist und somit eine essentielle Komponente von *Community Resilience* darstellt. Denn er formt und fördert zugleich den Willen zu überleben, sich zu regenerieren (McAslan 2011, S. 11) und Hilfe zu leisten.

*Bergische Universität Wuppertal*

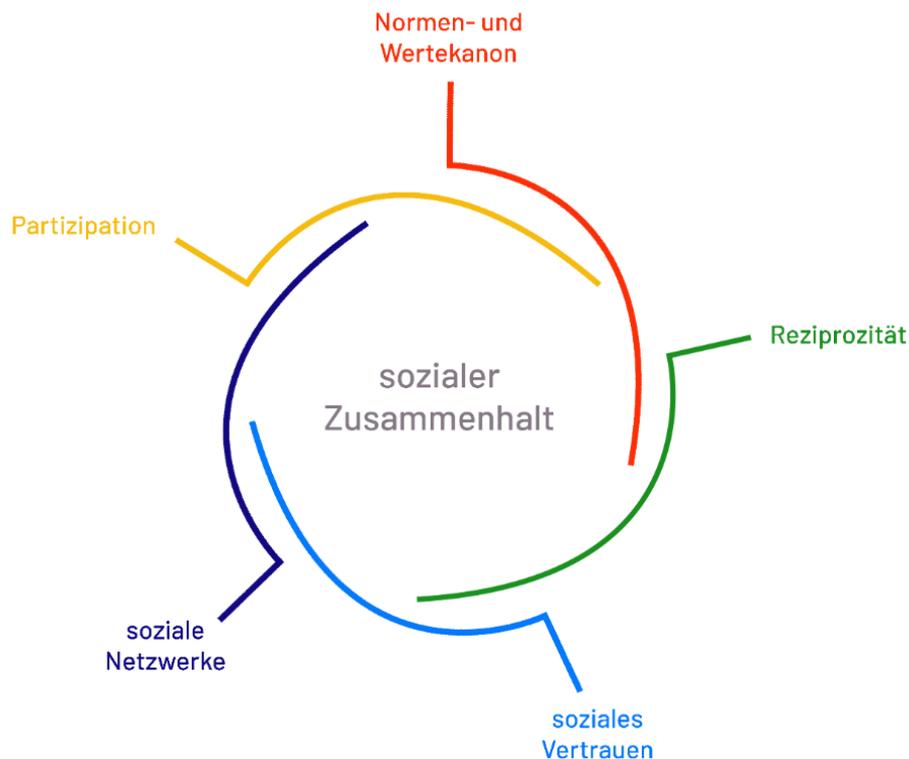


Abbildung 2: Sozialer Zusammenhalt (eigene Grafik).

#### Quellen:

- Bertelsmann Stiftung (2016): Der Kitt der Gesellschaft. Perspektiven auf den sozialen Zusammenhalt in Deutschland. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Carroll, M. S., Cohn, P. J., Seesholtz, D. N. & Higgins, L. L. (2005): Fire as a Galvanizing and Fragmenting Influence on Communities. The Case of the Rodeo-Chediski Fire. In: Society & Natural Resources 18 (4), S. 301-320.
- Chan, J., To, H.-P. & Chan, E. (2006): Reconsidering Social Cohesion. Developing a Definition and Analytical Framework for Empirical Research. In: Social Indicators Research 75 (2), S. 273-302.
- Coleman, J. S. (1990): Foundations of social theory. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Dangschat, J. S. (2011): Social Cohesion. Eine Herausforderung für das Wohnungswesen und die Stadtentwicklung? In: vhw FWS (1).
- Putnam, R. D. (2000): Bowling alone. New York: Simon & Schuster.
- Townshend, I., Awosoga, O., Kulig, J. & Fan, H. (2015): Social cohesion and resilience across communities that have experienced a disaster. In: Natural Hazards 76 (2), S.913-938.

Ziegleder, D., Kudlacek, D., Fischer, T. (2011): Zur Wahrnehmung und Definition von Sicherheit durch die Bevölkerung. Erkenntnisse und Konsequenzen aus der kriminologisch-sozialwissenschaftlichen Forschung. Berlin: Freie Universität Berlin.

## Vulnerabilität

Für das Konstrukt „Vulnerabilität“ lassen sich eine Vielzahl an Definitionen finden, die verschiedenen umfassend sind. Gemäß der engen Definition der *International Strategy for Disaster Risk Reduction* der Vereinten Nationen (ISDR) beschreibt Vulnerabilität die Anfälligkeit resp. Verletzlichkeit eines Individuums, einer Gemeinde oder eines Systems gegenüber schädigenden Auswirkungen einer Störung (vgl. Fekete et al. 2014, S. 6). Für den britischen Geographen Pelling (2003, S. 5) bedeutet Vulnerabilität einem Risiko ausgesetzt und gleichzeitig unfähig zu sein, potentiellen Schaden zu vermeiden oder aufzufangen. Nach seiner Definition setzt sich Vulnerabilität aus drei Komponenten zusammen: 1. Ausgesetzt sein, 2. Resistenz und 3. Resilienz (vgl. Lucini 2014, S. 21). Eine noch umfassendere Definition schlägt Birkmann (2006a, S. 18) vor, der Vulnerabilität darüber hinaus auch über alle physischen, sozialen, ökonomischen, Umwelt- und institutionellen Charakteristika eines Systems bestimmt. Im Gegensatz zur Begriffsbestimmung der Vereinten Nationen sind die jeweiligen Definitionen von Pelling und Birkmann deutlich negativer konnotiert, da sie Vulnerabilität über einen Mangel an Resistenz, Resilienz oder Bewältigungskapazitäten definieren. Des Weiteren beziehen sie in ihre Definition Einflussfaktoren auf Vulnerabilität ein. Im Rahmen des BMBF-Projekts ResOrt wird Vulnerabilität als die Verwundbarkeit einer Person, einer Organisation oder eines Systems (z.B. Gesellschaft, Stadt oder Nachbarschaft) gegenüber einem internen oder externen schädigenden Ereignis verstanden. Diese vergleichsweise enger gefasste Definition ermöglicht es, Vulnerabilität besser in Relation zu den Begriffen „Resilienz“ und „Bewältigungskapazitäten“ zu setzen.

Noch lange Zeit wurden Katastrophen in der Wissenschaft vorwiegend als natürliche „Werke Gottes“, als ingenieurstechnische oder als geologische Phänomene angesehen. Vor diesem Hintergrund war das Konzept der Vulnerabilität kaum relevant (Steckley et al. 2011, S. 466). Risiko wurde in der Regel einzig mit Naturgefahr verknüpft und Vulnerabilität und Gefahren wurden als unabhängig voneinander wahrgenommen. Erst mit den 1950er Jahren und der Erkenntnis, dass Gefahren zum Teil durch Menschen verursacht oder zumindest durch ihre Aktivitäten beeinflusst und erhöht werden können, etablierte sich das Vulnerabilitätskonzept als Alternative zur bisher vorherrschenden Wahrnehmung von Katastrophenrisiken als unvermeidbare Gefahren. Der Vulnerabilitätsansatz geht im Gegensatz zum Gefahrenkonzept von einer Wechselwirkung

zwischen der Verletzlichkeit von Menschen, Organisationen oder Systemen und einem gefährdenden Ereignis aus. Insbesondere durch die Betrachtung von Entwicklungsländern, in denen Entwicklungsprobleme nicht mehr alleine durch Armut erklärt werden konnten, erwuchs ein Verständnis für strukturelle Faktoren und soziale Prozesse, die zu einer sozialen Vulnerabilität der Individuen und Gesellschaften führen können. Das Konzept der sozialen Vulnerabilität stellt den Menschen in den Mittelpunkt und betont die soziale Konstruktion von Vulnerabilität (Dijkzeul et al. 2012, S. 2 f.). Zu den Faktoren, welche die soziale Vulnerabilität eines Individuums bestimmen, gehören nach Birkmann (2006a, S. 13): 1. der mentale und physische Gesundheitszustand einer Person, 2. ihre Möglichkeiten einen Lebensunterhalt zu bestreiten sowie ihre Resilienz, 3. ihre Selbstschuttfähigkeiten, 4. ihre Vorbereitung und Anpassungsmechanismen sowie 5. die ihr zur Verfügung stehenden sozialen Netzwerke und Institutionen (Birkmann 2006a, S. 13). Diese Faktoren lassen sich unter den Themen Empfindlichkeit gegenüber möglichen Störungsgrößen und den Bewältigungskapazitäten einer Person, einer Gesellschaft oder eines Systems zusammenfassen.

Organisationale Vulnerabilität ist, genauso wie die Vulnerabilität von Systemen und Individuen, abhängig von ihrer Sensibilität gegenüber äußeren Störfaktoren. Zusätzlich wird sie unter anderem von ihren personellen, finanziellen und infrastrukturellen Ressourcen sowie von ihrer Einbindung in das gesellschaftliche System beeinflusst.

Die soziale Vulnerabilität einer Nachbarschaft oder der Bevölkerung eines Landes (und damit eines gesellschaftlichen Systems) bestimmt sich zum einen über die Empfindlichkeit und die Bewältigungskapazitäten seiner Individuen gegenüber Störfaktoren sowie darüber hinaus über die Organisation seiner Bewohner in Vereinen und Verbänden und nicht zuletzt über vorhandenes zwischenmenschliches Vertrauen (Morrone et al. 2011, S. 62).

Es gilt zu verstehen, dass Vulnerabilität immer abhängig von einer konkreten Einwirkung ist und dabei unabhängig von einer konkreten Exponiertheit besteht (Weichselgartner 2016, S. 18). Ab den 1980er Jahren war das Konzept der Vulnerabilität auch in der Katastrophenrisikoforschung weitestgehend etabliert und bildet noch heute die Grundlage für Risikomanagement (Birkmann 2006a, S. 11; Fekete et al. 2014, S.5). Seitdem wird das Verhältnis zwischen den beiden Konstrukten der Resilienz und Vulnerabilität viel diskutiert (siehe hierzu auch unter: Resilienz). Nach Waugh und Tierney (2007) ist Vulnerabilität mehr als nur das Gegenteil von Resilienz. Soziale Vulnerabilität sei dementsprechend nicht automatisch mit einem Mangel an Resilienz gleichzusetzen (Lucini 2014, S. 26). Individuen, Gesellschaften und Systeme können in bestimmten Bereichen vulnerabel und trotzdem insgesamt resilient sein, wenn sie ihre Verwundbarkeiten in diesen Bereichen z.B. durch Stärken in anderen Bereichen ausgleichen können. Auch im Rahmen

des Hyogo Framework for Action (HFA), dem zehnjährigen Programm der Vereinten Nationen zur Reduzierung gesellschaftlicher Verletzbarkeit durch extreme Naturereignisse von 2005–2015, wurde ein Ungleichgewicht zwischen den Begriffen Resilienz und Vulnerabilität festgestellt. Während der Aufbau von Resilienz ein strategisch übergeordnetes, aber auch vages Ziel darstellt, ist die Reduzierung von Vulnerabilität eine konkrete Maßnahme unter vielen im *Disaster Risk Management* (Fekete et al. 2014, S. 6). Ihre Berücksichtigung wird als essentielles Element einer Risikoanalyse angesehen, da z.B. Naturgefahren und -ereignisse nicht immer verheerende bzw. katastrophale Auswirkungen haben müssen, sondern diese nur haben, wenn die Gesellschaft vulnerabel ist. Eine erhöhte Risikowahrnehmung innerhalb der Gesellschaft kann dazu führen, dass die Bevölkerung besser vorbereitet und somit weniger vulnerabel ist (Lucini 2014, S. 20).

Das Konzept der Vulnerabilität kann in der Forschung mindestens auf drei verschiedene Arten operationalisiert werden. Zum einen wird Vulnerabilität im Rahmen von *Vulnerability Capacity Assessments* (VCAs) eingeschätzt, zum anderen wird sie in *Vulnerability Analysis and Mappings* dargestellt (VAMs) und nicht zuletzt über Vulnerabilitätsindizes gemessen. *Vulnerability Maps* werden häufig mithilfe von Geoinformationssystemen (GIS) oder per Hand unter Zuhilfenahme von Satellitenbildern erstellt. Sie bilden beispielsweise Gebäude, Plätze oder Orte ab, die durch potentielle katastrophale Ereignisse bedroht sind (Edwards et al. 2007, S. 3 f.).

Soll Vulnerabilität gemessen werden, ist zunächst zu definieren, wessen Vulnerabilität (individuelle, organisationale oder die eines gesellschaftlichen Systems) gegenüber welcher Bedrohung eingeschätzt werden muss. Abhängig vom exakten Untersuchungsgegenstand sind sehr unterschiedliche Indikatoren zur Bewertung der Vulnerabilität anzuwenden. Ein Praxisbeispiel eines Vulnerabilitätsindex auf Gemeindeebene ist der *Social Vulnerability Index*, welcher an der Universität von *South Carolina* entwickelt wurde. Dieser nutzt sozioökonomische und demographische Daten auf US-Kreisebene zur Bestimmung der sozialen Vulnerabilität von Gemeinden gegenüber Naturkatastrophen. Zur Bewertung der Vulnerabilität der einzelnen US-Kreise werden knapp dreißig Variablen herangezogen, die sozioökonomische und bevölkerungsstrukturelle Merkmale (z.B. Pro-Kopf-Einkommen bzw. Anteil über Fünfundsechzigjähriger) sowie Maßzahlen zur baulichen oder infrastrukturellen Organisation (z.B. Krankenhäuser pro Gemeinde) umfassen. Mithilfe des statistischen Verfahrens der Hauptkomponentenanalyse werden die einzelnen Faktoren benannt und ihr Einfluss auf die soziale Vulnerabilität festgelegt (vgl. SoVi®). Hierbei handelt es sich um eine häufig in der Forschung eingesetzte Methode, in welcher unter der Annahme einer höheren Vulnerabilität für Bevölkerungsgruppen mit bestimmten sozioökonomischen oder demographischen Merkmalen, die Vulnerabilität einer *Community* einge-

schätzt wird, indem die Anzahl der als vulnerabler angesehenen Personen innerhalb dieser *Community* im Vergleich zur Anzahl eben dieser Personen in anderen *Communities* gesetzt wird. Sozioökonomische und demographische Merkmale sind in dieser Methode jedoch immer nur Proxyvariablen. Ältere Menschen sind etwa während eines Hochwasser unter anderem deshalb häufig vulnerabler, da sie oft immobiler sind als jüngere Menschen und ihnen die Evakuierung damit oft schwerer fällt (Buckle, 1998, S. 24). Dies schließt jedoch nicht aus, dass es eine gewisse Zahl an älteren Menschen gibt, die sehr mobil sind, oder die sich leicht evakuieren können, da sie beispielsweise Unterstützung von Verwandten erhalten. Exakteren Aufschluss über die tatsächliche Vulnerabilität einer *Community* geben qualitative und quantitative Befragungen sowie Fokusgruppendifkussionen zu tatsächlichen Schäden und Hilfebedarfe einzelner Personen in einer Katastrophen- oder Krisensituation.

Grundsätzlich kann zwischen dauerhaft (und damit auch im Alltag) bestehenden Vulnerabilitäten und Vulnerabilitäten unterschieden werden, welche erst in Katastrophen auftauchen oder sichtbar werden (Birkmann & Wisner 2006, S. 21). Welche Personengruppen vulnerable sind, kann nicht generalisiert werden, sondern ist ebenfalls Ereignis abhängig. Fasst man die Ergebnisse von Studien zu verschiedensten Katastrophenereignissen zusammen, fällt jedoch auf, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen immer wieder als besonders vulnerabel identifiziert werden. Hierzu zählen insbesondere ältere Menschen, Kinder, Schwangere, Alleinerziehende, kranke und immobile Menschen, Illegale, Obdachlose, Touristen und Personen mit Verständigungsschwierigkeiten.

*Ruhr-Universität Bochum*

#### Quellen:

- Birkmann, J. (2006): *Measuring Vulnerability to Natural Hazards. Towards Disaster Resilient Societies*. Tokyo, New York, Paris: United Nations University Press.
- Birkmann, J. & Wisner, B. (2006): *Measuring the Un-Measurable. The challenge of Vulnerability*. In: *Studies of the university: Research, Counsel, Education* 5.
- Dijkzeul, D. & Gordenker, L. (2012): *International Organization and Vulnerable Groups*.
- Edwards, J., Gustafsson, M. & Näslund-Landenmark, B. (2007): *Handbook for Vulnerability Mapping*. EU Asia Pro Eco project Disaster Reduction through Awareness. Preparedness and Prevention Mechanisms in Coastal Settlements in Asia. Demonstration in Tourism Destinations. EU and International Affairs Department.
- Fekete, A., Hufschmidt, G. & Kruse, S. (2014): *Benefits and Challenges of Resilience and Vulnerability to Disasters*. In: *International Journal of Disaster Risk Science* 5 (1), S. 3-20.

Lucini, B. (2014): Disaster Resilience from a Sociological Perspective. Exploring three Italian Earthquakes as Models for Disaster Resilience Planning. Cham, Heidelberg, New York, Dordrecht, London: Springer.

Pelling, M. (2003): The vulnerability of cities: Natural disasters and social resilience. London: Earthscan Publications.

Social Vulnerability Index, SoVI <sup>®</sup>. URL: <http://artsandsciences.sc.edu/geog/hvri/faq> (Zugriff: 28.01.18).

Steckley, M. & Doberstein, B. (2011): Tsunami survivors' perspectives on vulnerability and vulnerability reduction: evidence from Koh Phi Phi. In: Disasters 35 (3).

UNU Institute for Environment and Human Security (UNU-EHS)(2006): Measuring the Un-Measurable. The challenge of vulnerability. In: SOURCE 'Studies of the University: Research Council Education 5.

Weichselgartner, J. (2016): Verwundbarkeit als Konzept in Wissenschaft und Praxis. In: Fekete A. & Hufschmidt, G. (Hrsg.): Atlas der Verwundbarkeit und Resilienz. Pilotausgabe zu Deutschland, Österreich, Lichtenstein und Schweiz. Köln, Bonn: Technische Hochschule Köln, Universität Bonn.

## Vulnerability-Capacity Analysis (VCA)

„*Vulnerability and Capacity Analysis*“ (VCA) (oder auch „*Vulnerability and Capacity Assessment*“) ist ein diagnostisches Instrument zur Messung institutioneller Kapazitäten sowie der Effektivität von Programmen und Projekten für Katastrophenschutz und Nothilfe. Sie wird in der Regel im lokalen Kontext auf der Haushalts- oder Gemeinschaftsebene (*community-level*) angewandt.

Basierend auf Methoden des *Participatory Rural Appraisal* (PRA), die es Gemeinschaften ermöglichen, ihre Bedürfnisse und ihr Wissen in die Planung und Umsetzung von Entwicklungsmaßnahmen mit einzubringen, haben Anderson und Woodrow (1989) die VCA entwickelt, um sowohl Nothilfe, als auch Entwicklungsstrategien während Katastrophen und Flüchtlingskrisen zu ermöglichen. In diesem Sinne kann die VCA als eine Ergänzung und Unterstützung partizipativer, gemeinschaftsbasierter Ansätze betrachtet werden, die maßgeblich zur Reduzierung von Vulnerabilität beiträgt.

Die VCA ist ein Instrument, das insbesondere von der Internationalen Föderation des Roten Kreuz (IFRK) zur Messung von institutionellen Kapazitäten und der Evaluierung von Programmen und Projekten angewandt wird (IFRC, 2006). Sowohl die IFRK als auch die nationalen Rotkreuz- und Rothalbmondgesellschaften bevorzugen die VCA gegenüber bedarfsorientierten Ansätzen

aufgrund der partizipativen Integration lokaler Bevölkerungsgruppen und angesichts der Förderung und des Aufbaus von Kapazitäten (siehe auch: capacity development).

Mit dem Ziel, unterschiedliche Arten und Formen von Vulnerabilität zu identifizieren und zu messen (z.B. VCA in urbanen Räumen oder genderspezifische Analysen), hat sich die VCA seit Anfang der 1990er Jahre rasant weiterentwickelt und zunehmend diversifiziert. Zudem wird immer häufiger versucht, verschiedene Vulnerabilitätsanalysen (u.a. die VCA) auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen (Haushalt, Stadt, Gesellschaft, Region oder Länder) anzuwenden, um ihre Ergebnisse ggf. miteinander verknüpfen zu können.

Da Vulnerabilität und Kapazität mehrdimensionale Konzepte sind, ist es schwierig, sie in ein holistisches Model oder eine Methode zu integrieren. *„Instead, a number of analytical techniques could be used to assess vulnerability, which includes quantitative data of different measures of vulnerability, qualitative information upon different vulnerable groups, descriptive detail of spatial and geographical situations, and multivariate modeling of vulnerability with respect to outcome indicators such as consumption“* (Teslic & Lindert 2002, zit. in Vatsa 2004, S. 19).

Inzwischen wurden weitere zahlreiche Methoden zur Bewertung von komplexen Risiken und Vulnerabilitäten entwickelt, wie etwa der *Index for Risk Management* (INFORM) (siehe auch: Risiko) oder verschiedene Klimavulnerabilitätsindizes. Darüber hinaus sind mit dem IPC-Phasen-Modell (*Integrated Food Security Phase Classification*) und dem *Vulnerability Analysis and Mapping* (VAM) Instrumente entwickelt worden, um die Ernährungssicherheit auf der lokalen, regionalen oder nationalen Ebene zu analysieren. Eine andere Alternative zur VCA ist die sogenannte *Asset Vulnerability Matrix* (AVM). Ein Asset kann mit einer Stärke oder einer Ressource gleichgesetzt werden, die der untersuchten Personengruppe zur Verfügung steht oder nicht. Befürworter der AVM vertreten die Ansicht, dass sie im Gegensatz zur VCA einen größeren praktischen Handlungsspielraum bietet (Vatsa 2004, S. 22). Zudem erlaube sie eine dynamische Erfassung von Vulnerabilitäten und Kapazitäten. Angewandt wird diese in der Regel auf der Haushalts- und Gemeinschaftsebene. Die VCA arbeitet mit einer einfachen Matrix. Oben stehen die Vulnerabilität und die Kapazität. Auf der rechten Seite sind drei Kategorien angeordnet: 1. *physical/material*, 2. *social/organizational*, und 3. *motivational/attitudinal*. Die Daten zu diesen Kategorien werden meist qualitativ erhoben und durch quantitative Indikatoren ergänzt.

Ebenso wie die VCA benutzt auch die AVM eine Matrix. In der Matrix ganz oben stehen die Kategorien „Indikatoren der zunehmenden Vulnerabilität“ und „Indikatoren der abnehmenden Vulnerabilität“. Auf der linken Seite werden vier Arten von „Assets“ unterschieden: 1. finanzielle, 2. materielle, 3. persönliche und 4. soziale Ressourcen. In den Zellen werden dann spezifische As-

sets beschrieben. Es gilt, je mehr Assets ein Haushalt besitzt, desto geringer ist seine Vulnerabilität. Auf Basis der AVM können entweder gezielte Änderungen in der Zusammenstellung aller Assets bestimmt werden oder eine Zunahme an spezifischen Assets, die Not und Vulnerabilität lindern. Mittlerweile existiert eine Vielzahl an VCA-Studien. So vergleichen Anderson und Woodrow (1998) dreißig Fallstudien aus Südostasien, Afrika und Lateinamerika miteinander, um spezifische Muster des Übergangs von der Nothilfe hin zu einer langfristig angelegten Entwicklungshilfe aufzudecken. Die Internationale Föderation des Roten Kreuz (IFRC) (2006) berichtet darüber, wie die VCA zu Änderungen und Weiterentwicklungen von Hilfsprogrammen führte. Beispielsweise wurde die Bevölkerung in Dörfern Nepals dafür sensibilisiert, dass es sich bei den wiederkehrenden Überschwemmungen um menschengemachte Ereignisse handelt, die sich durch Veränderungen in der Lebensweise und durch angepasste Handlungsmuster verhindern oder in ihren Folgen zumindest abschwächen lassen. Die Sensibilisierung hatte als Ergebnis, dass die Einwohner jetzt gegenüber lokalen Risiken und Gefahren weniger fatalistisch eingestellt sind. Ein weiteres Beispiel ist die Zusammenarbeit zweier ethnisch verfeindeter Gemeinden auf den Salomonen (Solomon Islands), die zur Verbesserung der lokalen Abwassersysteme und zur Erhöhung der Beschäftigungsquote von Jugendlichen erst lernen mussten, besser miteinander zu kooperieren.

*Ruhr-Universität Bochum*

#### Quellen:

Anderson, M. B. & Woodrow, P. J. (1998): *Rising from the Ashes: Development in Times of Disaster*. Boulder: Lynne Rienner Publishers.

IFRC (2006): *What is VCA? An introduction to vulnerability and capacity assessment*. Geneva: International Federation of the Red Cross.

Vatsa, K. S. (2004): *Risk, Vulnerability, and the Asset-based Approach to Disaster Risk Management*. In: *International Journal of Sociology and Social Policy* 24 (10/11), S. 1-48.

## Das (hypothetische) Verhältnis von Katastrophen, sozialen Umbrüchen oder Krisen und sozialem Zusammenhalt

Das vorliegende Modell veranschaulicht das theoretische Verhältnis von Katastrophen, sozialen Umbrüchen oder Krisen und sozialem Zusammenhalt. Es werden hypothetische Wirkungszusammenhänge dargestellt, die im Verlauf des BMBF-Projekts „Resilienz durch Sozialen Zusammenhalt – Die Rolle von Organisationen“ (ResOrt) empirisch überprüft werden sollen.

Die soziale Infrastruktur einer Stadt spielt eine entscheidende Rolle bei der Vorbeugung und Eindämmung schwerer Schäden in Krisensituationen und Katastrophen oder in Zeiten beschleunigten sozialen Wandels. Darüber hinaus beruht auch die Notfallwiederherstellung im Wesentlichen auf einem Gemeinschaftsgefühl, das die Mitglieder in den von Katastrophen betroffenen Gebieten miteinander verbindet. Zahlreiche Studien haben zeigen können, dass der soziale Zusammenhalt und das soziale Kapital wesentliche Faktoren für die Stärkung der Resilienz einer Gemeinschaft darstellen (u.a. Townshend et al. 2015; Hawkins & Maurer 2010; Nakagawa & Shaw 2004). Soziologische Untersuchungen über die Resilienz von Gemeinschaften gegenüber Katastrophen prägten den Begriff der *community resilience*, als einen Anpassungs- und Bewältigungsmechanismus sozialer Systeme im Umgang mit unerwarteten äußeren Störungen (Naturkatastrophen, technische Großunglücke, (Wirtschafts-)Krisen, soziale Umbrüche). Das Konzept der *community resilience* lokalisiert diese Anpassungs- und Bewältigungspotentiale sowohl in sozialen Prozessen als auch in den individuellen und kollektiven Fähigkeiten von Mitgliedern der Gesellschaft (Ross & Berkes 2014, S. 788). Widerstandsfähige Gesellschaften können somit auf die sozialen und Selbsthilfefähigkeiten ihrer Bürger zurückgreifen, die in der Normalität des gesellschaftlichen Alltags konstruiert und erprobt werden.

Sozialer Zusammenhalt ist gegeben, wo sich Menschen kennen, einander vertrauen und einen gemeinsamen Normen- und Wertekanon teilen (Ziegler et al. 2011, S. 70). Er bildet eine zentrale Dimension des sozialen Kapitals einer Gemeinschaft, das allgemein die nutzbaren Ressourcen bezeichnet, die aus sozialen Beziehungen und Netzwerken entstehen (Coleman 1990; Putnam 2000). Gemeinschaften mit einem hohen sozialen Zusammenhalt sind gekennzeichnet durch ein starkes „Wir“-Gefühl und ein Gefühl der Zugehörigkeit, das sich im Verhalten ihrer Mitglieder manifestiert, insbesondere in einer hohen Partizipations- und Hilfsbereitschaft.

Insbesondere in Krisen- und Katastrophensituationen und in Zeiten sozialen Umbruchs zeigt sich, wie groß der soziale Zusammenhalt einer Gemeinschaft ist. Er stellt eine zentrale Bewältigungsressource dar, die sich bereits im Vorhinein im alltäglichen Miteinander der Bewohner herausbildet und in Umbruchs-, Krisen- und Katastrophensituationen abgerufen werden kann. Wie

groß der soziale Zusammenhalt in einer Nachbarschaft ist, hängt stark von deren sozialstrukturellen Bedingungen ab. So werden in multiethnischen Gesellschaften vertrauensvolle Nachbarschaftsbeziehungen und eine aktive Partizipation am gesellschaftlichen Leben zunehmend in Frage gestellt (u.a. Putnam 2007). Ethnisch-kulturelle Heterogenität und sozialer Zusammenhalt scheinen oft negativ miteinander verknüpft zu sein: Je vielfältiger eine Gesellschaft oder eine Gemeinschaft ist, desto geringer scheint die Bereitschaft ihrer Mitglieder, enge Beziehungen zu ihren Mitmenschen aufzubauen und für das Gemeinwohl einzutreten. Sampson (2012, S. 150) argumentiert darüber hinaus, dass in spezifischen Nachbarschaftskontexten starke persönliche Beziehungen zwischen den Bewohnern zu einer Minderung ihrer kollektiven Wirksamkeit führen können. Dies wäre beispielsweise der Fall in Nachbarschaften, die durch eine hohe Armut oder soziale Benachteiligung gekennzeichnet sind. So könne die Bewohnerschaft benachteiligter Nachbarschaften zwar über persönliche Netzwerke eng miteinander verbunden sein ohne aber die notwendigen kollektiven Ressourcen und sozialen Regulationen zu generieren.

Moderne Gesellschaften durchlaufen kontinuierliche Veränderungsprozesse und sind auf diese Weise einem ständigen Risiko ausgesetzt, von externen Störungen (Krisen, Katastrophen oder soziale Umbrüche) betroffen zu sein. Die (subjektive) Risikowahrnehmung der Mitglieder einer Gemeinschaft orientiert sich dabei in der Regel nicht am „objektiven“ bzw. formalen Risiko, sondern ist ein Produkt gesellschaftlicher bzw. gruppenspezifischer Werte und Wertbilder. Wird ein Risiko als sehr hoch wahrgenommen, kann dies individuell dazu führen, dass sich Bürgerinnen und Bürger auf einen potentiellen Schadensfall besser vorbereiten (z.B. durch Bevorratung von Lebensmitteln, Notfallgepäck etc.). Je besser sich Menschen auf unterschiedliche Notfälle vorbereiten, desto geringer erscheint ihre individuelle Vulnerabilität.

Neben den individuellen Ressourcen der Notfallplanung formen Reziprozität, Partizipation, ein kollektiver Werte- und Normenkanon, soziale Netzwerke und soziales Vertrauen den sozialen Zusammenhalt einer Gemeinschaft, der im Ereignisfall zugleich kollektive Bewältigungskapazitäten im Umgang mit externen Störungen und Herausforderungen darstellt. So wird angenommen, dass Menschen, die auf kollektive Bewältigungskapazitäten zurückgreifen können, weniger vulnerabel sind (u.a. Lumbroso et al. 2017; Klinenberg 2015; Hawkins & Maurer 2010; Nakagawa & Shaw 2004) und deshalb eine geringere Risikowahrnehmung haben. Das wiederum hieße, je stärker ausgeprägt die kollektiven Bewältigungskapazitäten der Bewohner, desto resilienter und weniger vulnerabel ist die Nachbarschaft – und vice versa. Menschen die hingegen weder Zugang zu kollektiven Bewältigungskapazitäten haben, noch für den Notfall vorsorgen, wären deutlich vulnerabler.

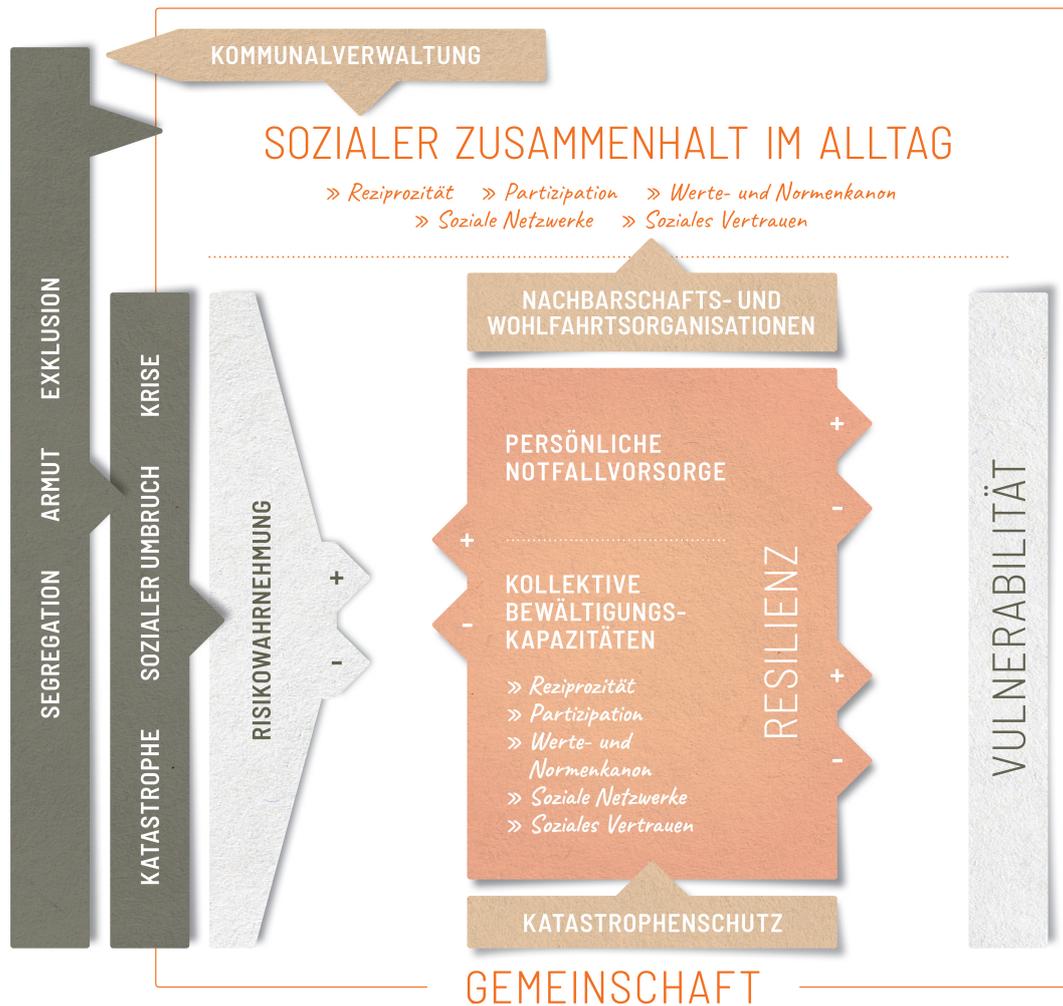


Abbildung 3: Das (hypothetische) Verhältnis von Katastrophen, sozialen Umbrüchen oder Krisen und sozialem Zusammenhalt (eigene Grafik).

Organisationen, die zum Abbau von Vulnerabilität in der Gesellschaft beitragen, haben den hohen Stellenwert sozialen Zusammenhalts erkannt und versuchen ihn deshalb in ihrer Arbeit einzubeziehen. Das gilt u.a. für Organisationen der Quartiersentwicklung und Wohlfahrtsorganisationen, die mit ihrer Arbeit explizit zur Förderung und Stärkung von sozialem Zusammenhalt beitragen, genauso wie für Katastrophenschutzorganisationen und Kommunalverwaltungen, die den sozialen Zusammenhalt in Krisensituationen nur mittelbar beeinflussen, für deren Planungen und Maßnahmen das Wissen um sozialen Zusammenhalt aber ein entscheidender Faktor ist.

## Literaturverzeichnis

- 100 resilient cities (2018): What is urban resilience? URL: <http://www.100resilientcities.org/resources/> (Zugriff: 26.02.18).
- Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL)(2005): Handwörterbuch der Raumordnung, Hannover: Verlag der ARL.
- Aldrich, D. P. (2012): Building resilience. Social capital in post-disaster recovery. Chicago: University of Chicago Press.
- Aldrich, D. P. & Meyer, M. A. (2014): Social Capital and Community Resilience. In: American Behavioral Scientist 59 (2), S. 254–269.
- Anderson, M. B. & Woodrow, P. J. (1998): Rising from the Ashes: Development in Times of Disaster. Boulder: Lynne Rienner Publishers.
- Banse, G. & Bechmann, G. (1998): Interdisziplinäre Risikoforschung. Eine Bibliographie. Wiesbaden: Springer VS.
- Barnett, G. & Bai, X. (Hrsg.) (2007): Urban resilience. Research prospectus. A resilience alliance initiative for transitioning urban systems towards sustainable futures. Canberra: CSIRO Sustainable Ecosystems.
- Barton, A. H. (1970): Communities in disaster: A sociological analysis of collective stress situations. Garden City, NY: Doubleday.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Beckmann, K. J. (Hrsg.) (2012): Jetzt auch noch resilient? Anforderungen an die Krisenfestigkeit der Städte. Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik.
- Bertelsmann Stiftung (2016): Der Kitt der Gesellschaft. Perspektiven auf den sozialen Zusammenhalt in Deutschland. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Better evaluation (2018): Outcome Mapping. URL: [http://www.betterevaluation.org/en/plan/approach/outcome\\_mapping](http://www.betterevaluation.org/en/plan/approach/outcome_mapping) (Zugriff: 12.02.18).
- Birkmann, J. (2006): Measuring Vulnerability to Natural Hazards. Towards Disaster Resilient Societies. Tokyo, New York, Paris: United Nations University Press.
- Birkmann, J. & Wisner, B. (2006): Measuring the Un-Measurable. The challenge of Vulnerability. In: Studies of the university: Research, Counsel, Education 5.
- Birkmann, J., Böhm, H. R., Buchholz, F., Büscher, D., Daschkeit, A., Ebert, S., Fleischhauer, M., Frommer, B., Köhler, S., Kufeld, W., Lenz, S., Overbeck, G., Schanze, J., Schlipf, S., Sommerfeldt, P., Stock, M., Vollmer, M. & Walkenhorst O. (2013): Glossar Klimawandel und Raumentwicklung. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung.

- Boers, K. (1997): Sozialer Umbruch, Modernisierungsrisiken und Kriminalität. In: Boers, K., Gutsche, G. & Sessar, K. (Hrsg.): Sozialer Umbruch und Kriminalität in Deutschland, S. 35–52. Wiesbaden: Springer VS.
- Braun, N. & Voss, T. (2014): Zur Aktualität von James Coleman. Einleitung in sein Werk. Wiesbaden: Springer VS.
- Buckle, P. (1998): Re-defining community and vulnerability in the context of emergency management, Presented at Disaster Management: Crisis and Opportunity: Hazard Management and Disaster Preparedness in Australia and the Pacific Region Conference, James Cook University, Center for Disaster Studies, Nov. 1-4 1998, Cairns: Queensland.
- Buckley, J., Archibald, T., Hragraves, M., & Trochim, W. M. (2015): Defining and Teaching Evaluative Thinking: Insights from research on critical thinking. In: American Journal of Evaluation, S. 375–388.
- Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK) (2011): BBK-Glossar. Ausgewählte zentrale Begriffe des Bevölkerungsschutzes. Bonn: BBK.
- Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung: Stresstest Stadt – mit neuen Risiken planen und leben lernen. URL: <http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/FP/ExWoSt/Studien/2014/StresstestStadt/01-start.html?nn=1516892> (Zugriff: 30.01.18).
- Bündnis Entwicklung Hilft (2017): WeltRisikoBericht. Analyse und Ausblick 2017. Berlin: Bündnis Entwicklung Hilft.
- Capacity for Disaster Reduction Initiative (CADRI) (2009): Basics of Capacity Development for Disaster Risk Reduction. URL: [http://www.unisdr.org/files/18061\\_cadribrochureweb2.pdf](http://www.unisdr.org/files/18061_cadribrochureweb2.pdf) (Zugriff: 18.01.18).
- Carroll, M. S., Cohn, P. J., Seesholtz, D. N. & Higgins, L. L. (2005): Fire as a Galvanizing and Fragmenting Influence on Communities. The Case of the Rodeo-Chediski Fire. In: Society & Natural Resources 18 (4), S. 301–320.
- Chan, J., To, H.-P. & Chan, E. (2006): Reconsidering Social Cohesion. Developing a Definition and Analytical Framework for Empirical Research. In: Social Indicators Research 75 (2), S. 273–302.
- Clausen, L. (1983): Übergang zum Untergang: Skizze eines makrosoziologischen Prozeßmodells der Katastrophe. In: Clausen, L. & Dombrowsky, W. R. (Hrsg.): Einführung in die Soziologie der Katastrophen, S. 43–79. Bonn: Bundesamt für Zivilschutz.
- Coleman, J. S. (1988): Social Capital in the Creation of Human Capital. In: American Journal of Sociology 94, S. 95–120.
- Coleman, J. S. (1990): Foundations of social theory. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Dangschat, J. S. (2011): Social Cohesion. eine Herausforderung für das Wohnungswesen und die Stadtentwicklung? In: vhw FWS (1).

- Dijkzeul, D. & Gordenker, L. (2012): International Organization and Vulnerable Groups.
- Dittmann, J. (2005): Entwicklung der Kriminalitätseinstellungen in Deutschland – eine Zeitreihenanalyse anhand allgemeiner Bevölkerungsumfragen, Discussion Papers 468. Berlin: DIW.
- Dynes, R. R. (2005): Community Social Capital as the primary basis for Resilience. Newark: Disaster Research Center.
- Dynes, R. R. (2006): Social Capital: Dealing with Community Emergencies. In: Homeland Security Affairs 2 (2), S. 1–26.
- Edwards, J., Gustafsson, M. & Näslund-Landenmark, B. (2007): Handbook for Vulnerability Mapping. EU Asia Pro Eco project Disaster Reduction through Awareness. Preparedness and Prevention Mechanisms in Coastal Settlements in Asia. Demonstration in Tourism Destinations. EU and International Affairs Department.
- Fekete, A., Hufschmidt, G. & Kruse, S. (2014): Benefits and Challenges of Resilience and Vulnerability to Disasters. In: International Journal of Disaster Risk Science 5 (1), S. 3–20.
- Fekkak, M., Lucas, R., Schinkel, J. & Winterfeld, V. (2016): Resiliente Stadt – Zukunftsstadt. Wuppertal: Wuppertalinstitut für Klima, Umwelt, Energie & plan + risk consult.
- Felgentreff, C. & Dombrowsky, W. R. (2008): Hazard-, Risiko- und Katastrophenforschung. In: Felgentreff, C. & Glade, T. (Hrsg.): Naturrisiken und Sozialkatastrophen, S. 13–25. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Felgentreff, C., Kuhlicke, C. & Westholt, F. (2012): Naturereignisse und Sozialkatastrophen. Berlin: Forschungsforum Öffentliche Sicherheit.
- Fenske, U., Hülk, W. & Schuhen, G. (Hrsg.) (2013): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne. Bielefeld: transcript Verlag.
- Fischhoff, B., Slovic, P. & Lichtenstein, S. (1978): How safe is safe enough? A psychometric study of attitudes towards technological risks and benefits. In: Policy Sciences (9), S. 127–152.
- Gebauer, T. (2017): Fit für die Katastrophe. Ein neues entwicklungspolitisches Modewort verhindert Ursachenbekämpfung. In: Medico International (Hrsg.): Fit für die Katastrophe? Kritische Anmerkungen zum Resilienzdiskurs im aktuellen Krisenmanagement, S. 13–22. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Geißler, R. (Hrsg.) (1993): Sozialer Umbruch in Ostdeutschland. Opladen: Leske + Budrich.
- Granovetter, M. S. (1973): The Strength of Weak Ties. In: American Journal of Sociology 78 (6), S. 1360–1380.
- Greiving, S. (2011): Methodik zur Festlegung raum- und raumplanungsrelevanter Risiken. In: Pohl, J. & Zehetmair, S. (Hrsg.): Risikomanagement als Handlungsfeld in der Raumplanung. Hannover: Verlag der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, S. 22–30.
- Gundelach, B. (2014): Ethnische Diversität und soziales Vertrauen. Baden-Baden: Nomos.
- Häfele, J. (2013): Die Stadt, das Fremde und die Furcht vor Kriminalität. Wiesbaden: Springer VS.

- Hawkins, R. L. & Maurer, K. (2010): Bonding, Bridging and Linking. How Social Capital Operated in New Orleans following Hurricane Katrina. In: *British Journal of Social Work* 40 (6), S. 1777–1793.
- Helmerichs, J. (2008): Psycho-soziale Notfallversorgung im Großschadensfall und bei Katastrophen. In: Lasogga, F. & Gasch, B. (Hrsg.): *Notfallpsychologie*, S. 371-388. Heidelberg: Springer.
- Hirtenlehner, H. (2009): Kriminalitätsangst – klar abgrenzbare Furcht vor Straftaten oder Projektionsfläche sozialer Unsicherheitslagen? In: *Journal für Rechtspolitik* 17 (1), S. 3–22.
- Holling, C. S. (1986): Resilience of ecosystems; local surprise and global change. In: Clark, W.C. & Munn, R.E. (Hrsg.): *Sustainable Development of the Biosphere*, S. 292-317. Cambridge: University Press.
- IFRC (2006): *What is VCA? An introduction to vulnerability and capacity assessment*. Geneva: International Federation of the Red Cross.
- INFORM (2018): *INFORM Global Risk Index Results 2018*. URL: <https://ec.europa.eu/jrc/en/scientific-tool/index-risk-management-inform> (Zugriff: 30.01.18).
- Inter-Agency Standing Committee (IASC)(2017): *L3 IASC System-wide response activations and deactivations*. URL: <https://interagencystandingcommittee.org/iasc-transformative-agenda/news-public/l3-iasc-system-wide-response-activations-and-deactivations> (Zugriff: 30.03.2018).
- International Federation of Red Cross and Red Crescent Societies (2018): *What is a disaster?* URL: <http://www.ifrc.org/en/what-we-do/disaster-management/about-disasters/what-is-a-disaster/> (Zugriff: 12.03.18).
- INTRAC (2015): *Outcome Mapping*. URL: <https://www.intrac.org/wpcms/wp-content/uploads/2016/06/Monitoring-and-Evaluation-Series-Outcome-Mapping-14.pdf> (Zugriff: 12.02.18).
- IPC Global Partners (2012): *Integrated Food Security Phase Classification Technical Manual Version 2.0. Evidence and Standards for Better Food Security Decisions*. Rome: FAO.
- Irrgang, B. (2006): Risiko – ein problemgeschichtlicher Abriss. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden*, 55 (3-4), S. 15–18.
- Jakubowski, P. (2013): Resilienz – eine zusätzliche Denkfigur für gute Stadtentwicklung. In: *Informationen zur Raumentwicklung* (4), S. 371–378.
- Kaplan, R. S. & Mikes, A. (2012): *Managing Risks: A New Framework*. In: *Harvard Business Review*, S. 49–60.
- Klinenberg, E. (2015): *Heat wave. A social autopsy of disaster in Chicago*. Chicago: University of Chicago Press.
- Leibniz Forschungsverband (2018): *Handreichung: Handbuch Krisenforschung*. (unveröffentlicht).

- Leschke, R. (2013): Medientheorie und Krise. In: Fenske, U., Hülk, W. & Schuhen, G. (Hrsg.): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne, S. 9-31. Bielefeld: transcript Verlag.
- Lieser, J. & Dijkzeul, D. (2013): Handbuch Humanitäre Hilfe. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Lorenz, D. F. (2010): Kritische Infrastrukturen aus Sicht der Bevölkerung. In: Forschungsforum Öffentliche Sicherheit, Schriftenreihe Sicherheit 3.
- Lucini, B. (2014): Disaster Resilience from a Sociological Perspective. Exploring three Italian Earthquakes as Models for Disaster Resilience Planning. Cham, Heidelberg, New York, Dordrecht, London: Springer.
- Lumbroso, D. M., Suckall, N. R., Nicholls, R. J. & White, K. D. (2017): Enhancing resilience to coastal flooding from severe storms in the USA. International lessons. In: Natural Hazards and Earth System Sciences 17 (8).
- Magazin für Nachhaltigkeit (2014): Handlungsfähig bleiben. FAS Nr. 299.
- Magis, K. (2010): Community Resilience. An Indicator of Social Sustainability. In: Society & Natural Resources 23 (5), S. 401-416.
- McAslan, A. (2011): Community resilience: understanding the concept and its application. A discussion paper.
- Morenoff, J., Sampson, R. J. & Raudenbush, S. W. (2001): Neighborhood inequality, collective efficacy, and the spatial dynamics of urban violence. In: Criminology 39 (3), S. 517-558.
- Morrone, A., Scrivens, K., Smith, C. & Balestra, C. (2011): Measuring Vulnerability and Resilience in OECD Countries. Paper for IARIW-OECD Conference on Economic Insecurity. Paris, 22.-23.11.2011.
- Müller-Mahn, D. (2007): Perspektiven der geographischen Risikoforschung. In: Geographische Rundschau 59 (10), S. 4-11.
- Müller-Mahn, D. & Everts, J. (2013): Riskscapes: the spatial dimensions of risk. In: Müller-Mahn, D. (Hrsg.): The Spatial Dimension of Risk. How geography shapes the emergence of riskscapes, S. 22-36. London: Earthscan Routledge.
- Nakagawa, Y. & Shaw, R. (2004): Social Capital: A Missing Link to Disaster Recovery. In: International Journal of Mass Emergencies and Disasters 22 (1), S. 5-34.
- Neumaier, O. (2013): Kritik der Krise. In: Fenske, Hülk & Schuhen (Hrsg.): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne, S. 49-69. Bielefeld: transcript Verlag.
- Oberwittler, D. (2003): Die Messung und Qualitätskontrolle kontextbezogener Befragungsdaten mithilfe der Mehrebenenanalyse: am Beispiel des Sozialkapitals von Stadtvierteln. In: ZA-Information / Zentralarchiv für empirische Sozialforschung 53, S. 11-41.

- Oberwittler, D. (2005): Soziale Bindungen und 'kollektive Wirksamkeit' im Wohnquartier. Eine Mehrebenenanalyse zu den Auswirkungen konzentrierter Armut auf das Sozialkapital von Stadtvierteln. Vortrag auf der Tagung „Soziale Netzwerke und Sozialkapital“ in der DGS, Bielefeld.
- Oberwittler, D., Rabold, S. & Baier, D. (Hrsg.) (2013): Städtische Armutsquartiere – kriminelle Lebenswelten? Studien zu sozialräumlichen Kontexteffekten auf Jugendkriminalität und Kriminalitätswahrnehmungen. Wiesbaden: Springer VS.
- Pais, J., Batson, C. D. & Monnat, S. M. (2014): Neighborhood Reputation and Resident Sentiment in the Wake of the Las Vegas Foreclosure Crisis. In: Sociological perspectives: official publication of the Pacific Sociological Association 57(3), S. 343–363.
- Pelling, M. (2003): The vulnerability of cities: Natural disasters and social resilience, London: Earthscan Publications.
- Plapp, S. T. (2003): Wahrnehmung von Risiken aus Naturkatastrophen. Eine empirische Untersuchung in sechs gefährdeten Gebieten Süd- und Westdeutschlands, Dissertation. Karlsruhe: Universität Fridericiana.
- Price-Robertson, R. & Knight, K. (2012): Natural disasters and community resilience. A framework for support. In: CFCA PAPER 3.
- Putnam, R. D. (2000): Bowling alone. New York: Simon & Schuster.
- Renn, O. (1989): Risikowahrnehmung – Psychologische Determinanten bei der intuitiven Erfassung und Bewertung von technischen Risiken. In: Hosemann, G. (Hrsg.): Risiko in der Industriegesellschaft. Analysen, Vorsorge und Akzeptanz, Erlanger Forschungen 19, S. 167-192. Erlangen/Nürnberg: Universitätsbund Erlangen-Nürnberg.
- Ross, H. & Berkes, F. (2014): Research Approaches for Understanding, Enhancing, and Monitoring Community Resilience. In: Society & Natural Resources 27(8), S. 787–804.
- Rusteberg, E. (2017): Was macht Capacity Development von NRO erfolgreich? Herausforderungen im Kontext von Krisen, Fragilität und Shrinking Spaces. Berlin: VENRO.
- Sampson, R. J. (2012): Great American City. Chicago and the Enduring Neighborhood Effect. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Sampson, R. J. (2013): When disaster strikes, it's survival of the sociable. In: New Scientist 2916, S. 28-29.
- Sampson, R. J., Raudenbush, S. W. & Earls, F. (1997): Neighborhoods and Violent Crime. A Multi-level Study of Collective Efficacy. In: Science, New Series 227(5328), S. 918–924.
- Schiefer, D. & van der Noll, J. (2016): The Essentials of Social Cohesion. A Literature Review. In: Social Indicators Research 132(2), S. 579–603.
- Schnur, O. (2010): Demographischer Impact in städtischen Wohnquartieren. Entwicklungsszenarien und Handlungsoptionen. Wiesbaden: Springer.

- Schnur, O. (2013): Resiliente Quartiersentwicklung? Eine Annäherung über das Panarchie-Modell adaptiver Zyklen. In: Informationen zur Raumentwicklung (4), S. 337-349.
- Slaby, M. & Urban, D. (2002): Risikoakzeptanz als individuelle Entscheidung. Zur Integration der Risikoanalyse in die nutzentheoretische Entscheidungs- und Einstellungsforschung. Stuttgart: Schriftenreihe für Sozialwissenschaften der Universität Stuttgart (SISS).
- Social Vulnerability Index, SoVI <sup>®</sup>. URL: <http://artsandsciences.sc.edu/geog/hvri/faq> (Zugriff: 28.01.18).
- Starr, C. (1969): Social Benefit versus Technological Risk. In: Science 165, S. 1232-1238.
- Steckley, M. & Doberstein, B. (2011): Tsunami survivors' perspectives on vulnerability and vulnerability reduction: evidence from Koh Phi Phi. In: Disasters 35 (3).
- Townshend, I., Awosoga, O., Kulig, J. & Fan, H. (2015): Social cohesion and resilience across communities that have experienced a disaster. In: Natural Hazards 76 (2), S.913-938.
- UNISDR (2009): 2009 UNISDR Terminology on disaster risk reduction. URL: [https://www.preventionweb.net/files/7817\\_UNISDRTerminologyEnglish.pdf](https://www.preventionweb.net/files/7817_UNISDRTerminologyEnglish.pdf) (Zugriff: 18.01.18).
- United Nations Development Programme (2010): Capacity Development for disaster risk reduction. URL: <http://www.undp.org/content/dam/undp/library/crisis%20prevention/disaster/5Disaster%20Risk%20Reduction%20-%20Capacity%20Development.pdf> (Zugriff: 18.01.18).
- United Nations General Assembly (2016): Report of the open - ended intergovernmental expert working group on indicators and terminology relating to disaster risk reduction, A 71/644.
- United Nations High Commissioner for Refugees (UNHCR)(2018): UNHCR Emergency Handbook: Humanitarian system-wide Level 3 emergency declaration policy (IASC). URL: <https://emergency.unhcr.org/entry/42280/humanitarian-systemwide-level-3-emergency-declaration-policy-iasc> (Zugriff: 30.03.2018).
- UN Office for the Coordination of Humanitarian Affairs (OCHA) (2018): Current Emergencies: System-wide Level 3 (L3) Responses. URL: <https://www.unocha.org/where-we-work/current-emergencies> (Zugriff: 30.03.2018).
- UNU Institute for Environment and Human Security (UNU-EHS)(2006): Measuring the Un-Measurable. The challenge of vulnerability. In: SOURCE 'Studies of the University: Research Counsel Education 5.
- Vassilevskaya, T. & Falconer, A. (2009): Study on Risk Governance of European Critical Infrastructures in the ICT and Energy Sector: Literature Review. Oxfordshire: AEA Technology.
- Vatsa, K. S. (2004): Risk, Vulnerability, and the Asset-based Approach to Disaster Risk Management. In: International Journal of Sociology and Social Policy 24 (10/11), S. 1-48.
- Velani, K.H. (2007): Strategic Security Management: A Risk Assessment Guide for Decision Makers. Oxford.

- Voigts, E. (2013): Von „alten Herren“ und „neuen Frauen“: Genderkrisen in der utopischen Literatur des Spätviktorianismus. In: Fenske, Hülk & Schuhen (Hrsg.): In: Fenske, Hülk & Schuhen (Hrsg.): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne, S. 277-291. Bielefeld: transcript Verlag.
- Voss, M. (2006): Symbolische Formen. Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe. Bielefeld: transcript Verlag.
- Weichselgartner, J. (2016): Verwundbarkeit als Konzept in Wissenschaft und Praxis. In: Fekete A. & Hufschmidt, G. (Hrsg.): Atlas der Verwundbarkeit und Resilienz. Pilotausgabe zu Deutschland, Österreich, Lichtenstein und Schweiz. Köln, Bonn: Technische Hochschule Köln, Universität Bonn.
- Weiß, M., Hartmann, S. & Högl, M. (2018): Resilienz als Trendkonzept. In: Karidi, M., Schneider, M. & Gutwald, R. (Hrsg.): Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation, S. 13-32. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Ziegleder, D., Kudlacek, D., Fischer, T. (2011): Zur Wahrnehmung und Definition von Sicherheit durch die Bevölkerung. Erkenntnisse und Konsequenzen aus der kriminologisch-sozialwissenschaftlichen Forschung. Berlin: Freie Universität Berlin.
- Zinke, J. (2006): Monitoring and Evaluation of Capacity and Capacity Development. Workshop report. Maastricht: European Center for Development Policy Management.
- Zmerli, S. (2013): Soziales Vertrauen. In: van Deth, J. W. & Tausendpfund, M. (Hrsg.): Politik im Kontext: Ist alle Politik lokale Politik?, S. 133-155. Wiesbaden: Springer Fachmedien.